Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Google

Erbes Wörterbuch der deutschen Rechtschreibung für Schule und Haus. Amtlich empfohlen. Enthält über 100 000 Wörter. Preis 1 Mk. 60 Pf.

Eine gute Erfindung ist der neue Universal-Nasenformer „Zello", Modell 16, welcher soeben von dem Spezialisten vorgelegt wird. Dieser so überaus sinnreich konstruierte Apparat wird jedem, welcher mit seiner hochstehenden, dicken oder langen Nase nicht zufrieden ist, einen unschätzbaren Dienst erweisen. Vom Hofrat Professor med. v. Eck u. a. glänzende Anerkennungen. Nachts tragbar. Preis M. 2.70 mit Präzision-Regulator M. 5.–, desgleichen mit Kautschuk M. 7.–. Bisher 60 000 Stück versandt.

Spezialist L. M. BAGINSKI, BERLIN 266, Winterfeldtstr. 34 und RIGA (Russland) Gr. Sohmiedestr. 5.

Inserate in der „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens" haben infolge sachgemäßer Verbreitung in allen Schichten der Bevölkerung dauernde Wirkungskraft. Wegen der Insertionspreise, insbesondere der Preise für Vorzugsseiten, wende man sich an die Anzeigengeschäftsstelle der „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens" in Berlin SW 61, Blücherstraße 31. ++++++++++++++++++++++++++++++++

Millionen Menschen

gebrauchen zu ihrem eigenen Wohle

gegen

Kaiser's Brust-Caramellen

Husten

Heiserkeit, Katarrh, Verschleimung, Rachen-Katarrh, Krampf- u. Keuchhusten

Kaiser's Brust-Caramellen mit den „3 Tannen".

6100 not. begl. Zeugnisse von Ärzten und Privaten liefern den besten Beweis für die sichere Wirkung u. allgemeine Beliebtheit.

Kein ähnliches Präparat vermag solche Erfolge aufzuweisen.

Paket 25 Pfg., Dose 50 Pfg., in Österreich Paket 20 u. 40 Heller, Dose 60 Heller zu haben in den Apotheken, Drogerien und besseren Kolonialwarenhandlungen. Wo die millionenfach bewährten **Kaiser's Brust-Caramellen** nicht käuflich sind, wende man sich zur Angabe der nächsten Verkaufsstelle direkt an die Fabriken

in Deutschland Fr. Kaiser, Waiblingen-Stuttgart,
in Österreich-Ungarn Fr. Kaiser, Bregenz-Vorarlberg,
in der Schweiz Fr. Kaiser, St. Margrethen (Kanton St. Gallen).

Digitized by Google

Infantina.

(Dr. Theinhardt's Kindernahrung.)

Zuverlässiger Zusatz zur verdünnten Kuhmilch für die Ernährung der Säuglinge in **gesunden** und **kranken** Tagen. In vielen Ärztefamilien, Säuglingsmilchküchen, Krankenhäusern usw. seit über 24 Jahren ständig im Gebrauch.

Preis der 1/1 Büchse à 500 gr. M. 1.90.

NB. Ehe eine Mutter zur künstlichen Ernährung übergeht, lese sie die von der Dr. Theinhardt's Nährmittel-Gesellschaft m. b. H. Stuttgart-Cannstatt herausgegebene und in den Verkaufsstellen gratis erhältliche Broschüre: „Der jungen Mutter gewidmet", welche viele praktische Winke für die rationelle Pflege und Ernährung ihres Lieblings enthält.

Hygiama.

Wohlschmeckend. — Leichtverdaulich. — Billig.

Bestgeeignetes **Frühstücks- und Abendgetränk für Gesunde und Kranke** jeden Alters. Von ersten Ärzten seit über 24 Jahren als vorzügliche „Bereicherung der Krankenkost" geschätzt und vorzugsweise verordnet.

Preis der 1/1 Büchse à 500 gr. M. 2.50.

Hygiama-Tabletten.

Gebrauchsfertige Kraftnahrung.

Für Sporttreibende, Theaterbesucher und alle Diejenigen, welche nicht regelmäßig zu ihren üblichen Mahlzeiten kommen, von ganz besonderem Wert.

Preis einer Schachtel mit 20 Doppeltabletten M. 1.—.

Vorrätig in den meisten Apotheken und Drogerien.

NB. Man verlange die von Dr. Theinhardt's Nährmittel-Gesellschaft m. b. H. Stuttgart-Cannstatt herausgegebenen und unter Berufung auf die „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens" gratis erhältlichen Broschüren

„Ratgeber für die Ernährung in gesunden und kranken Tagen"

und „Hygiama-Tabletten und ihre Verwendung".

Digitized by Google

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Digitized by Google

Zu der Erzählung „Im Austrag“ von Fritz Müller. (S. 13)
Originalzeichnung von F. Bergen.

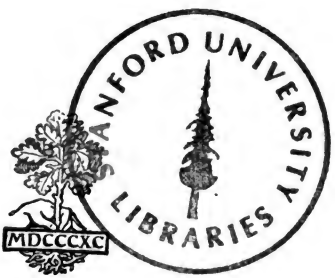
Digitized by Google

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit
Originalbeiträgen
der hervorragendsten
Schriftsteller und Gelehrten
sowie zahlreichen
Illustrationen

❖

Jahrgang 1914 ❖ Zwölfter Band



Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart ❖ Berlin ❖ Leipzig

Digitized by Google

Copyright 1914 by Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart
Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Im Austrag. Eine Bauerngeschichte von Fritz Müller. Mit Bildern von F. Bergen 5

Der selige Major.
Roman von Georg Hartwig (Emmy Koeppel) (Fortsetzung) 26

Der Sonnenschirm in alter Zeit.
Von Ola Alsen. Mit 6 Bildern 89

Zweisamkeit.
Ein Märchen für Eheleute. Von Fritz Flechtner . . 101

Gefiederte Ziehkinder.
Von Th. Seelmann. Mit 11 Bildern 141

Der Fremdling.
Erzählung von Anton Schlagentin 152

Aus der Geschichte der Schutztruppe für Südwestafrika.
Von Alex. Cormans. Mit 12 Bildern 181

Mannigfaltiges:
Die Perlenprinzessin 201
Mexikanische Amazonen 204
Mit 2 Bildern.
Johann Strauß und sein Freiplatz 207
Die Marschleistung einer Katze 209
Bei den Toten von Taschi-lhumpo 210
Eine merkwürdige Deputation 214
Die Venus von Milo im Sarge 215

Digitized by Google

Seite

Ein neuer Büchsenöffner 216
Mit Bild.

Aus dem Zuchthaus 218

Kampf mit einem Tintenfisch 221

„Ehrliche Leute!“ 221

„Guten Morgen, Herr Minister“ 225

Seuchenverdächtig 225
Mit 2 Bildern.

Die große und die kleine Pandora 231

Zwiebel und Knoblauch als Arznei 232

Wie Bunsen nach Island kam 234

Fürsten als Henker 235

Kaiser Wilhelm I. und der Einjährige 237

Vornehme Schmutzfinken 238

Der rauchende Ofen 240

Digitized by Google

Im Austrag.

Eine Bauerngeſchichte von Fritz Müller.

Mit Bildern von
F. Bergen.

(Nachdruck verboten.)

So, jetzt paßt's auf, alle miteinand, damit's ſpäter kein' Streit gibt — jetzt will ich's euch noch amal vorleſen die ganze G'ſchicht. Alſo: ‚Übergabevertrag, geſchloſſen zwiſchen Wilhelm Reiſer ſenior, dahier, und —'"

„Entſchuldigen S', Herr Notar," ſagte hier der alte Mann und ſtand auf, „entſchuldigen S', es is net, daß ich mißtrauiſch bin, aber wer is des, der Senior, Herr Notar?"

„Das ſind Sie ſelber, Reiſer. Das ſagt man ſo für ‚Vater' in der notariſchen Sprach — verſtanden?"

„Woll, woll, nix für ungut, Herr Notar, nacha is ſchon recht."

Und der Notar begann geduldig wieder: „— geſchloſſen zwiſchen Wilhelm Reiſer ſenior, dahier, und ſeinem Schwiegerſohn Martin Friſch und deſſen Ehefrau Agathe, ſämtlich in meinem Amtszimmer anweſend und mir nach Namen, Stand und Wohnort perſönlich bekannt —"

Kam nun ein langer Vertrag mit vielen Aufzählungen und Bedingniſſen. Und alle drei, der alte Mann, der junge Mann, die Frau, hatten den Kopf geſenkt und hörten auf die feierlichen, langſam fallenden Worte.

Digitized by Google

„— ferner übergibt Wilhelm Reiser den großen Acker an der Ache, genannt das Himmelreich und bestehend aus den Plannummern — Haben Sie was gesagt, Reiser?“ fragte der Notar.

„Na, Herr Notar, nix hab' ich g'sagt — so an stark'n Schnupfen hab' ich halt, des is alles.“ Das Taschentuch hatte er herausgezogen und wischte umständlich an seinem Gesicht herum, aber ohne daß er aufgesehen hätte.

Und dann ging's weiter — Acker um Acker, Wiese um Wiese, Heustadel um Heustadel, Gerechtsame um Gerechtsame. Kein Räuspern mehr unterbrach den Notar. Mäuschenstill hörten sie alle zu. Nur die große, alte Amtsuhr tickte zwischen die vorgelesenen Worte und teilte sie ohne Rücksicht auf den Sinn in lauter gleiche Stücke. Und die Sonne lachte zum Fenster herein und malte von dem alten Nußbaum draußen zitterige Kringel auf das grüne Amtstuch auf dem Tisch. Und in großen Zwischenräumen raschelte ein Blatt beim Wenden.

„— ferner übergibt er das gesamte Wirtschaftsinventar, totes und lebendes, insonderheit den Rindviehbestand, die Pferde, die Schafe, die Hühner, die gesamten Pertinenzien —“

„Ha?“

„Die Pertinenzien, Reiser Vater, das heißt die Leiterwagen, die Sensen und so weiter — verstanden?“

„Woll, woll, Herr Notar, nacha is schon recht. Aber nix für ungut, Herr Notar, könnt' ma des alles net viel kürzer schreib'n?“

„Wieso, Reiser Vater?“

„Schreib'n S' halt einfach 'rein: alles gibt er her, alles —“

„In einem Übergabevertrag müssen die verschie-

Digitized by Google

denen Hauptsachen einzeln aufgezählt werden, Reiser Vater, und außerdem b'halten Sie ja auch noch etwas —"

„Woll, woll, Herr Notar, wenn's sein muß, nacha muß's halt sein. Wenn's nur schon vorbei waar —"

„Aber Vater, i weiß gar net, was d' hast," sagte Agathe, die Tochter, ein wenig vorwurfsvoll.

Und Martin Frisch, der Schwiegersohn, trommelte verlegen auf seinem rechten Knie herum und sagte nichts.

Digitized by Google

„Fräulein Reiser — Frau Frisch, wollt' ich sag'n — Frau Frisch, ich muß Ihnen als Notar was sag'n," legte sich jetzt der Notar ins Mittel. „Bei einer Übergab ist es Brauch, daß der, der übergibt, daß der reden kann, was er mag, ohne daß die anderen, die das ganze Sach krieg'n, irgendwas dagegen haben. Das müßten Sie eigentlich verstehn."

„I sag' ja nix, Herr Notar. Wenn's 'm Martin recht is, is's mir aa recht."

„Also gut, dann fahre ich fort."

Und wieder tropfte die gleichmäßige Stimme feierlich durch den Amtsraum, wieder zerlegte die Pendeluhr die Rede in gleiche Teile, und weiter kringelte die Sonne unermüdlich auf dem grünen Tuche. Fünfmal hatten die Blätter beim Wenden geraschelt, da waren alle Übergabepunkte abgehandelt. Jetzt kam der Vorbehalt.

„— ausgenommen dagegen von der Übergabe ist das Gemüsegärtlein hinterm Nebenstall, Katasternummer dreihundertsechsunddreißig. Ferner behält der Übergebende auf Lebenszeit die unentgeltliche Miete des zweiten Hinterzimmers im oberen Stockwerk des Hauptgebäudes gegen Süden mit den Möbeln, wie sie auf der Anlage vermerkt sind —"

„Was is des, Herr Notar: Anlage?" sagte der Alte.

„Das ist ein Blatt Papier, das diesem Vertrag beiliegt."

„Woll, woll. Nacha nur weiter, Herr Notar."

Dann war noch ein langes und ein breites von den Laiben Brot die Rede, die der Schwiegersohn im Monat abzugeben hatte, von soundsoviel bei jedem geschlachteten Schwein, von soundsoviel Talern bar im Jahr.

„— was den beteiligten Parteien vorgelesen und

Digitized by Google

von ihnen hiermit genehmigt und unterschrieben wurde," schloß der Notar mit fallender Stimme. Und, aus dem Amtston wieder in den Verkehrston mit seinen Bauern fallend, setzte er gemütlich hinzu: „Wir werd'n nix vergess'n ham, denk' ich. Oder fehlt noch irgendwas?"

Agathe Frisch sah ihren Mann an.

Der schüttelte den Kopf.

„Und Sie, Reiser Vater?" fragte der Notar.

Auch dieser schüttelte schweigend den Kopf.

„Gut, dann können wir also —"

„Halt, Herr Notar, es fehlt doch noch was," sagte der Alte schnell.

Die junge Frau bekam einen roten Kopf, der Schwiegersohn drehte seinen Hut zwischen den Fingern, beschwichtigend und mit hochgezogenen Brauen sah der Notar hinüber zu ihnen.

Dann sagte er mit seiner geduldigen Stimme: „Was fehlt denn noch, Reiser Vater."

„Der Hund, Herr Notar, der Hund — der Hund der g'hört noch mir."

„Der Tyrasl?" fragte die Tochter und schaute wieder auf ihren Mann.

„Aber Vater," sagte dieser, „den Tyrasl, den könnt' S' ja auch a so ham, ohne daß's im Vertrag drin g'schrieb'n steht."

„'s Rindviech g'hört euch auch und is doch extra g'schrieb'n im Vertrag — also muß der Hund auch extra g'schrieb'n werden für mich."

„Aber Vater," sagte jetzt die Tochter, „des is ja schon beinah a Belei—"

„Bschsch," machte der Notar, „macht's kei G'schrei, ich hab's schon dazug'schrieb'n."

Und er las vor: „Nachtrag: Den Hund Tyras hat

Digitized by Google

sich der Übergeber zu seinem persönlichen Eigentum ausbedungen."

„Nacha mußt d' ihn aber füttern aa, Vater," sagte die Tochter.

Der Alte wollte auffahren.

Aber der Notar kam ihm zuvor. Alle Gutmütigkeit war aus seinem Gesicht fort, wie er sich jetzt reckte und in scharfem Hochdeutsch sagte: „Ich verbiete es den Parteien, sich in einer königlichen Amtsstube zu streiten. Wenn ihr es nicht lassen könnt, so macht es nachher draußen vor der Türe ab." Aber sofort wurde er wieder gemütlich, als er fortfuhr: „Da nehmen S' die Feder, Reiser Vater, und unterschreiben S' in Gottes Namen. So — dürfen sich schon auf meinen Stuhl setzen, Reiser Vater — so — lassen S' sich nur Zeit — die andern warten schon so lang."

Da saß nun der Alte auf dem ledernen Notarsessel. Die Feder in seiner Hand zitterte. Die Wanduhr tickte. Die Sonnenkringel zitterten unbekümmert weiter ihren Tanz. Da dachte der Alte nach. Nicht lange. Zwischen drei, vier Pendelschlägen jener Uhr da drüben überschaute er sein Leben, drängte sich die Arbeit eines Menschenalters dicht zusammen. Nicht im Verstand — Bauernverstand denkt nicht so schnell wie Uhren ticken — sondern mit dem Gefühl.

Das Gefühl holte in die Vergangenheit aus, weit aus, wie ein langer Arm ausholt — und strich das Erlebte zusammen, wie ein gebogener Arm zerstreute Krumen auf dem Tisch zusammenstreicht. Und da lag's gehäufelt vor ihm, das Ergebnis seines Lebens.

Der Weidenhof, ein kleines Gütl, von seinem Vater mit Schulden übernommen, mit Schulden, daß sich die Balken bogen in der Scheune. Er aber legte auf die Schulden seine heiße Arbeit. Da schmolz die Schuld.

Digitized by Google

Da lag der Weidenhof blank und unverschuldet in der Sonne. Da nahm er sich ein Weib. Die schenkte ihm das Agathl, drehte sich an die Wand und starb. Um zu vergessen, rackerte er sich noch ärger ab als zuvor. Der Weidenhof bekam Hände. Der Weidenhof griff um sich und holte Äcker, Wiesen, ja, ein Stück Wald sogar am königlichen Forst. Und als er sich genug gestreckt hatte, der Weidenhof, da ging er in die Höhe. Da kam das zweite Stockwerk auf das Haus, da setzte er sich eine Sägemühle an die Ache. Da wurde er des Forstamts bester Holzabnehmer. Da ward der Weidenhof der erste Hof weit und breit.

Dann nahm das Agathl den Martin Frisch. Es war ja wahr, der hatte nichts. Aber ein braver Kerl war er, ein arbeitstüchtiger, und der Weidenhof war groß genug, der brauchte keinen Zuwachs mehr. Er und der Martin, die konnten ihn noch weiter in die Höhe bringen.

Er und der Martin? Ja, da war es, daß die Tochter bat, und daß die Nachbarn sagten und der Pfarrer sprach, es gäb' nirgendwo zwei in einem Hof. Ein Hof vertrage halt nur einen Willen. Und es sei Zeit zum Übergeben nach der Hochzeit der Agathl.

Zum Übergeben? Der alte Reiser hörte dieses Wort, aber er verstand es nicht. Zum Übergeben? Er ging um das Wort herum wie um ein fremdes Tier, neugierig, ein wenig lächerig. Zum Übergeben? Er war noch keine sechzig Jahre. Zum Übergeben? Altenteil und Austragstüberl? Das war ja beinah komisch.

Aber die Tochter, der Martin Frisch, die Nachbarn und der Pfarrer fanden's gar nicht komisch, sondern nur gerecht. Er hätte sich genug geplagt. Einmal ein bissel rasten, das wär' sein Recht. Die jungen

Digitized by Google

Leute müßten auch die Sorgen kennen lernen, sonst verdürbe so ein Jungvolk. Auch dem Hof tät's gut.

„Was? Dem Hof? Hab' ich vielleicht den Weidenhof nicht so aufgericht', daß kein Mensch was sag'n kann?!"

Ja, das sei schon wahr, und eine Ehre sei der Hof fürs ganze Dorf. Aber habe er nicht selber die Fruchtwechselwirtschaft, die gute, eingeführt im Dorf? Und was für den Boden gilt, das gälte für den Menschen grad so. Wechsel sei vonnöten, wenn der Vater alt geworden.

Dann kamen die Verwandten. Er sollte den und den anschauen, wie schön und wie behaglich der's im Austrag habe. Und wenn einer sechzig Jahre lang ein Ackerpferd gewesen sei, ein schweres, eines, das von früh bis abends sich gerackert habe, dann käme endlich auch die Ausspannzeit.

„Der Herrgott will es so, Reiser Vater," sagte der Pfarrer. „Schaut, eine brave Tochter habt Ihr und einen rechtschaffenen Schwiegersohn, die halten Euch in Ehren. Euch wird's nicht schlecht ergehn."

Also gab der alte Reiser nach. Also freuten sich der Martin und die Tochter. Also klopften ihm die Nachbarn auf die Schultern und sagten: „So is's recht. Wie's ei'm aufg'setzt ist, so muß ma's nehmen, sonst geht's schiach, mei Liaber."

Also kamen seine Anverwandten und taten gar, als wollten sie dem Alten gratulieren.

„Laßt's nur gut sein, Glück müßt's den Jungen wünschen und net mir," wehrte er ab.

Also ward der Übergabetag anberaumt und die Verbriefung beim Notar. Also saß er jetzt im Lederstuhl des Herrn Notars. Und also zitterte die Feder in seiner alten Hand um die Wette mit den Sonnenkringeln auf dem weißen Schriftstück. Und also sollte er auf

Digitized by Google

dieses Schriftstück seinen Namen setzen, weiter nichts als seinen Namen: Wilhelm Reiser — Wilhelm Reiser — Wilhelm Reiser!

Seine Lippen bewegten sich mechanisch. Auf einmal fuhr er zusammen. Herr im Himmel, wie lange war er jetzt schon dagesessen in dem Lederstuhl mit der Feder in der Hand?! Das war ja eine Ewigkeit.

Er blickte auf. Unsicher sah er auf den Notar. Der schneuzte sich gemächlich in sein geblümtes Taschentuch und sah zum Fenster hinaus in die Sonne. Unsicherer noch sah er auf die Tochter und den Martin. Die hatten sich die Hand gegeben und sahen einander freundlich in die Augen. Keine Spur von Ungeduld und Habsucht. Er blickte auf die Uhr. Der Zeiger war fast nicht weitergerückt, seit sich der alte Reiser in den Sessel setzte.

Da tat der alte Reiser einen tiefen Schnaufer und malte so geschwind einen Buchstaben nach dem anderen aufs Papier — so geschwind, wie er sein Lebtag noch nicht unterschrieben hatte*).

So — jetzt war's vorbei. Da stand es: Wilhelm Reiser. Und es kam ihm vor, als hätte sich mit jedem Buchstaben ein Stück von seinem Eigentum heruntergeschält.

Aber es war ihm nicht betrübt zumut. Ganz und gar nicht. Leicht war ihm, federleicht. Fast so wie damals, als er die letzte Rate von des Vaters Schulden in die Stadt trug auf die Bank. Fast ausgelassen wurde er, der Alte. Gar einen Spaß machte er jetzt.

„So," sagte er, stand auf und legte den Federhalter hin, „so — und wenn ich jetzt die ganze Schreiberei zerreißen taat, in der Mitt'n auseinander, Martin — ha?"

*) Siehe das Titelbild.

Digitized by Google

Und der Alte lachte den erschrockenen Martin offenherzig an.

„Reiser Vater, Reiser Vater," drohte der Notar, „das wäre eine königliche Urkundenvernichtung — verstehen Sie!"

„Jesses na, gar a königliche!" scherzte der Alte weiter und sah zu, wie der Martin und die Agathe ihre Namen jetzt auch unter das Schriftstück malten.

Dann tauchte der Notar seine Feder ein und unterschrieb noch selber dick mit einem langen Schwung.

Draußen bellte ein Hund.

„Jesses, der Tyrasl!" sagte der Alte und ging hinaus.

— — — — — — — — — — — — — —

Reiser Vater ging durch sein kleines Austragsgärtchen hinterm Nebenstall. Er maß es mit den Augen. Zehn Meter lang, fünf breit. Auf einmal kam ihm ein dummer Gedanke. Wieviele Särge hätten darin Platz? Er fing zu rechnen an im Kopf. Das von den Quadratmetern hatte er gut in der Übung von seinen Brettern her in der Sägemühle.

„Das wären also — das wären —" sagte er halblaut. Aber da drückte ein zottiges Ding das kleine Gattertürchen auf, sprang mit zwei Sätzen über den Salat und leckte ihm die Hand.

„Ja ja, Tyrasl, is scho recht, Tyrasl," sagte der Alte und streichelte den Hund.

„Ja ja, Tyrasl, wir zwei halt — gell, wir zwei."

Und der Hund wußte sich vor Freude kaum zu fassen.

Dann ging der Alte über den Hühnerhof. Dort standen die zwei Gockel. Der Alte blieb stehen.

„Kikeriki," machte er halblaut und blinzelte ihnen mit den Augen zu. Aber die beiden Hähne nahmen keine Notiz von ihm.

Digitized by Google

„Na, kennt's ihr mich nimmer?“ sagte der Alte scherzend und ging weiter.

An den Ställen kam er vorbei. Auf das Blöken der Kühe hörte er und auf das Meckern der Ziegen, und es kam ihm fremd vor.

Da führte der Futterknecht die zwei Pferde heraus und spannte sie ein. Er pfiff dazu. Schweigend stand der Alte dabei. Eines von den Rossen fing zu wiehern an und hob seine Nüstern gegen den Alten.

„Ja ja, Bräundl, is scho recht,“ sagte der Alte, ging näher her und klopfte ihm auf den Hals.

Der Knecht pfiff immer weiter und verknüpfte die Riemen.

„Hüh!“ sagte er jetzt. Die Pferde zogen an. Sie waren schon mit Knecht und Wagen hinter der Wegbiegung verschwunden, und der Alte stand noch immer da und sah ihnen nach.

Dann ging er ganz schnell weiter in das große Haus und über die zwei Treppen hinauf in sein Austragstüberl. Es war behaglich drin. Von Sachen nicht zu viel und nicht zu wenig. Und sie paßten alle gut herein. Bis auf ein Grammophon mit großem Trichter auf der Kommode.

Wie war das nur hereingekommen?

Richtig ja, das hatte ihm der Michelvetter aus der Stadt mitgebracht.

„Damitst d' was hast zum Zuhör'n, wenn's dir z' langweilig wird im Austrag,“ hatte er gesagt.

Und der Alte hatte damals verwundert zugehört, was das Grammophon alles singen und schwatzen konnte. Und dann hatte er's sich noch zweimal vorspielen lassen. Nach dem dritten Male aber hatte er schweigend die Platten genommen und sie fest eingesperrt in die unterste Kommodenschublade.

Digitized by Google

„Gnua is jetzt mit dem Schmarrn," hatte er gesagt, als er den Schlüssel herumdrehte. Und es ärgerte ihn, daß der Trichter in der ganzen Stube herumglotzte. Aber weil's halt ein Geschenk vom Michelvetter war, so ließ er's stehen in Gottes Namen.

Er holte eine alte Chronik. Die fing er zu lesen an. Aber über ein paar Seiten kam er nicht hinaus. Er verstand gar nicht recht, was er las.

Da klappte er die Chronik zu und ging an sein Bett in der Mauernische. Prall und sauber lag es da mit dem rotgewürfelten Oberbett. Über das fuhr er ein paarmal mit der Hand hin. Ganz ohne Zweck.

Dann sah er zum Fenster hinaus. Da unten schaffte der Martin. Er half Bretter verladen. Ein Mann aus der Stadt stand daneben. Der war aus einem Holzgeschäft und nahm zehn Wagen Bretter aus der Sägemühle ab. Den Vertrag hatte schon der Martin abgeschlossen. Und das war wahr: drei Mark mehr hatte er für den Kubikmeter herausgeholt als der Alte im Jahr vorher. Und auch jetzt, wie er mit dem Mann aus der Stadt verhandelte, wenn der ein Brett als Ausschuß zurückweisen wollte — nein, das war schon richtig: der Martin, der verstand die Sache.

Der Alte machte das Fenster auf. Die unten auf dem Holzhof hörten das Fensterklirren und sahen hinauf. Der Mann aus der Stadt zog so obenhin den Hut ein wenig vor dem Alten. Der Martin wandte sich ab und sagte irgend etwas zu dem Manne.

Der lachte. Ganz laut lachte er.

Der Alte warf das Fenster wieder zu. Was hatte der Martin da drunten gesagt? Wohl gar was Spöttisches? Dem Alten stieg es gallig in die Kehle. Aber das war bald vorüber.

Digitized by Google

Dann ging er die Treppe hinab. Die war noch ganz weiß im aufgesetzten Stockwerk. Unten knarrte sie vom Alter.

Der Alte ging langsam auf die Sägemühle hinüber. Der Mühlbach rauschte. Das große Wasserrad machte den gewohnten Lärm. Die Sägegatter liefen eilig, wie der Atem geht von Menschen, die schnell gelaufen sind. In gelben Bergen türmte sich der Sägestaub.

Jetzt schob der Obersäger Jakob ein Brett unter die Bandsäge. Die kreischte auf wie ein wütendes Tier. Aber ruhig schob der Jakob das Brett weiter in das singende Maul der Säge.

Das war nichts Neues für den Alten. Tausendmal hatte er's mit angesehen. Aber heute kam's ihm vor, als ginge das Gatter anders, als mache die Säge ganz besondere Töne. Fast höhnisch klang es.

Jetzt schob der Jakob das nächste Brett hinein. Aber er hatte es ungeschickt angesetzt. Die Säge traf auf einen Ast. Ein widerwärtig scharfer Ton zerriß die Luft.

„Jakob," schrie ihm der Alte ins Ohr, „Jakob, da wird doch die Säge vor der Zeit kaput!"

Der Jakob gab keine Antwort. Der Jakob rührte sich nicht. Er schob ein anderes Brett genau so ungeschickt in die Säge.

„Jakob," rief der Alte drohend, „tust du das mit Fleiß?"

Aber der Jakob blickte ganz gleichgültig drein. Wieder verbiß sich die Säge in den Ast. Wieder gab es diesen fürchterlichen Ton. Kleine Stücklein von dem Ast im Brette spritzten auf. Eines traf den Alten an die Stirne. Er griff dahin. Aber es war nur eine kleine Schramme.

Digitized by Google

„Jakob," fing der Alte wieder an, „wenn du das mit Fleiß tuſt, dann werd' ich dir —"

„Sie haben mir gar nix mehr zu ſag'n!" gab der

Jakob grob zurück und griff nach dem nächſten Brett.

Dem Alten gab es einen Stich. Es war ihm, als ſei eben jetzt die Säge durch ſeine Bruſt gegangen. Aber er ſagte nichts.

Digitized by Google

An das Wasserrad ging er langsam und sah in den tosenden Gischt hinab. Wuchtig drehte sich das mächtige Wasserrad rundum, immer rundum. Als er eine Weile zugesehen hatte, kam ihm die Bewegung unabänderlich vor. Er sah durch das Rad in die Welt hinaus. Die ganze Welt erschien ihm unabänderlich in starrem Gang begriffen. Das stieg und fiel, das tauchte in das peitschende Wasser, das troff von Nässe, versprühte in der Sonne und in erbarmungslosen Notwendigkeiten.

Also war das auch notwendig, daß er jetzt im Austrag war? Daß ihm nichts mehr zugehörte? Daß er nichts mehr zu sagen hatte? Daß er nutzlos war, das fünfte Rad am Wagen?

Wer sprang dort leichtfüßig die Treppe herauf? Der Martin war's. Er sah sich um, machte die Hände hohl und rief in den Sägelärm hinein mit fester Stimme: „Feierabend!"

Dann nickte er dem Alten leichthin zu und ging wieder hinab.

Feierabend hatte er, der Alte, vor kurzem noch an diesem Ort gerufen. Sein Wille hatte Schluß gemacht im Haus und in der Werkstatt.

Und jetzt? Das fünfte Rad, das fünfte Rad!

Ein sägemehlbestaubter Bursche trat an das Radgehäuse, drückte mit Gewalt auf einen Hebel — eine Wasserfalle ging herunter, eine andere ging auf: das Wasser schoß nicht mehr aufs Rad, das Rad war ausgerückt. Noch eine kleine Weile lief es leer, lief es sinnlos in der Luft herum, ohne daß es eine Arbeit mehr vollbringen konnte — langsam, immer langsamer, und endlich stand es still. Totenstill.

Regungslos vornübergebeugt stand der Alte da. Das Rad, das Rad, das ausgeschaltete Rad, das noch

Digitized by Google

eine kleine Weile sinnlos in der Luft lief, dies Rad, das nichts mehr arbeiten, nichts treiben durfte — das war er, war er!

Nein, das war er nicht. Wer hinderte ihn denn daran, zu arbeiten, was er wollte? Er konnte noch irgend etwas tun, sich nützlich machen oder sonst was in die alten Hände nehmen, die noch fest und tüchtig waren. Was denn gleich zum Beispiel?

Dort stand ein Besen in der Ecke. Auf den ging er zu. Den nahm er in die Hände. Mit dem fing er plötzlich an zu kehren. Den Sägestaub kehrte er zusammen, hastig, mit überflüssiger Kraftanstrengung.

Da kam Agathe, seine Tochter, durch die Türe. Verwundert stemmte sie die Hände in die Hüften und sah eine Weile zu. Dann ging sie energisch auf den Vater zu und nahm ihm den Besen aus der Hand.

„Aber Vater," sagte sie, „du wirst doch net gar noch Sägemehl kehr'n auf deine alten Tag!"

„Laß mich!" sagte der Alte.

„Aber Vater!" flüsterte sie aufgeregt. „Du machst uns ja zum G'spött bei de Leut'."

Da ließ er's sein, drehte sich um und ging die Treppe hinab.

Da standen ein paar Kühe vor dem Stall, die von der Weide kamen. Die Viehmagd hatte eben den Stallriegel zurückgeschoben, um sie hineinzulassen.

„Laß's guat sei', Kathl," sagte der Alte, trat an die eine Kuh heran und tätschelte sie auf der Seite. „Soo, mei' Bleßl," sagte er, „soo, mei' Bleßl" — weiter nichts. Auf einmal dachte er: Das war ja gar nicht mehr sein Bleßl, das war die Kuh des Schwiegersohnes.

Die Kuh hatte ihren großen Kopf herumgedreht und sah ihn mit runden, verwunderten Augen an.

„Kennst mi du jetzt aa nimmer?" sagte der Alte.

Digitized by Google

In diesem Augenblicke gab die Stallmagd der Kuh einen leichten Schlag auf den Rücken, und sofort trabte sie durch die Stalltür.

Halb feindselig, halb traurig sah der Alte der Stallmagd nach.

„So, jetzt is guat," brummte er, „jetzt respektiert mi net amal die Stallmagd mehr — jetzt is guat — jetzt is guat!"

Digitized by Google

Auf einmal fiel ihm etwas ein.

„Zum Deixel noch amal, wo is denn jetzt der Tyrasl hinkommen?“ rief er über den Hof hinüber.

Niemand gab eine Antwort. Und es standen doch zwei Knechte und eine Magd da drüben in der Ecke.

„Habt's g'hört? Wo der Tyrasl hinkomme is, hab' i g'sagt!“ schrie er noch einmal. Seine Stimme überschlug sich.

Da rief die Magd herüber, ohne sich von der Stelle zu bewegen: „Den Tyrasl wollt's ham, habt's g'sagt? Ja mei, den hat der Sepp vorhin eing'spannt, damit er 's Wagerl zum Kramer 'nüberzieht.“

„Wer hat ihm des erlaubt?“

„Ja mei, wer werd's ihm denn erlaubt ham, der Herr halt.“

Und dann tuschelten die drei was zusammen und gingen ins Haus hinein.

Der Alte stand unbeweglich im Hof. Eben ging die Sonne unter. Er merkte es nicht. Er murmelte etwas in sich hinein. Immer dasselbe: „Soso, der Herr — soso, der Herr — soso, der Herr —“

Auf einmal ging er schnell ums Haus herum und durch die hintere Türe hinauf in sein Austragstüberl. Schnurstracks ging er auf das Grammophon zu und warf es samt dem Trichter in eine Ecke, daß es krachte.

Dann ward er ruhiger.

Langsam ging er im Zimmer herum, fuhr wieder mit den Händen über das straffe rotgewürfelte Oberbett, strich einmal übern Tisch, über die Chronik, über eine Bibel auf dem Wandbrett, betupfte mit den alten Fingern das Zifferblatt der muntern Wanduhr, nahm jeden der drei Stühle einmal in die Hand und hob ihn ein wenig auf, und ging wieder nach der Türe. Dort drehte er sich noch einmal herum, ging zur Kom-

Digitized by Google

mode zurück und strich auch zweimal an ihr herunter.

„Soo," sagte er befriedigt und ging wieder in den Hof. Von da in den Stall, wo die Tiere gefüttert wurden. Die Reihen ging er entlang und kraute einem jeden Tier ein wenig die Stirne.

Dann war er wieder auf dem Hof. Jetzt war es schon fast dunkel. Gleich rechts vom Hof war ein Acker aufgebrochen. Von dem nahm er eine Scholle in die Hand und wog sie prüfend. Dann ließ er sie wieder fallen.

Jetzt ging er auf die Sägemühle zu.

Es ward immer dunkler auf dem Hof. Drinnen, in der großen Stube zündete Agathe die Petroleumlampe an. Martin setzte sich in eine Ecke des Ledersofas und faltete das Kreisblatt auseinander.

„Hast d' 'n Vatern net g'sehn?" fragte Agathe.

„Draußen läuft er umeinander und stört die Leut' in der Arbeit."

„Geh, red net so daher, d' Arbeit is scho lang gar heut."

„Aber vorhin is er alleweil umanander g'stand'n. I versteh' gar net: wenn er amal übergeb'n hat, nacha hat er doch übergeb'n, des mußt d' doch aa — "

Er unterbrach sich. Ein rollender Lärm kam in der Richtung vom Sägwerk her.

„Ja, sakradi noch amal, wer hat denn da wieder 's Rad antrieb'n?" rief der Martin, ging hinaus und fand richtig das Rad der Schneidemühle wieder in Gang.

Agathe horchte eine Weile. Dann nahm sie das Kreisblatt auf, das zu Boden gefallen war, und fing an zu lesen.

Nicht lange. Es ging ihr wie dem Vater vor ein

Digitized by Google

paar Stunden bei der Chronik. Sie las die Worte, aber sie verstand sie nicht.

Jetzt hörte der Lärm auf. Gleich darauf kam der Martin wieder herein.

„No," sagte sie aufgeregt, „was is?"

„Was wird denn sein! Irgend so a Hanswurscht von de' Nachbarsbuam hat wieder amal den Schleusen-

Digitized by Google

hebel 'rumg'worf'n und is nacha davong'lauf'n. Wenn i aber amal van dawisch —"

Er pfiff.

„Soso," sagte Agathe wie erleichtert. „Aber woaßt, jetzt derfet der Vater bald zum Ess'n kemma. I will doch amal selber nach ihm schaug'n."

Sie ging hinaus. Da kam gerade der Sepp mit dem Hundewagen daher. Kaum, daß es Agathe noch sehen konnte in der Dunkelheit, wäre nicht das Räderrollen gewesen und das Bellen.

Jetzt blieb der Karren stehen, und auch der Tyras hörte auf zu bellen.

„So, Tyrasl," hörte sie den Sepp sagen, „jetzt derfst wieder 'raus aus dei'm G'schirr."

Aber er hatte die Bänder nur halb gelöst, da begann der Hund plötzlich ein unheimliches Gewinsel.

„Was hat er denn, der Tyrasl?" sagte Agathe, die hinzugetreten war.

„I woaß net, was er —"

Auf einmal hatte der Hund das Wägerl mit einem scharfen Ruck weitergezogen — jetzt fiel es um, und der befreite Hund rannte über den Hof und heulte kläglich.

Agathe lief ihm nach. Hinter ihr der Sepp. Und noch weiter hinten kam der Martin nach, der auch herausgetreten war.

Jetzt war der Hund an der Sägemühle. Jetzt lief er daran entlang. Jetzt schoß er die Wiese hinunter und blieb an einer Stelle stehen. Sein Winseln wurde schwächer.

Nun war Agathe neben ihm, atemlos, und blickte in die Dämmerung hinein.

Da war der Mühlbach. Und dort, das war der Abflußrechen. An dem hing eine große, dunkle Masse.

Agathe schrie laut auf: „Der Vater — der Vater!"

Digitized by Google

Der selige Major.

Roman von Georg Hartwig (Emmy Koeppel).

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Unter Lachen und Schimpfen legten sie die Bahnfahrt zurück, und als der Zug am Ziel hielt, ging der Freiherr zwischen seinen Söhnen schweigend die Straße hinunter. Ihm war die Art der Überrumplung nicht ganz klar, die Unhaltbarkeit seiner Lage dafür um so einleuchtender.

Er mochte die Sache drehen und wenden, wie er wollte, es war damals ein moralischer Hinauswurf gewesen, und sein Haß und Groll dieserhalb waren um kein Jota geringer geworden. Aber die Äußerung des Obersten über die militärische Tüchtigkeit seines ältesten Sohnes übertrumpfte jetzt seinen Zorn.

„Sag mal, Alterchen," fragte Lothar, stehen bleibend, „wie wäre es denn, wenn wir mit der schönen Base anfingen und ihr zunächst den Hof machten?"

„Ein Gedanke!" rief Justus. „Wollen wir beide das Geschäft zusammen besorgen oder nacheinander? Können vielleicht darum losen!"

„Im Grunde genommen," sagte der Freiherr nachdenklich, „haben wir keinen Anlaß, ihr feindlich gesinnt zu sein. Hätte sie einem gesunden Kinde, einem Sohne das Leben geschenkt, dann ja. Aber so ist sie selbst ge-

Digitized by Google

schädigt worden. Wir wollen uns zunächst bei ihr ansagen lassen. — Da ist die Apotheke! Wartet hier einen Augenblick. Ich muß den Pflasterschmierer in Nahrung setzen."

Er ging die paar Schritte über den Straßendamm und verschwand in der Tür der Mohrenapotheke.

Als er sein Anliegen vorgebracht hatte, bat ihn der Provisor zunächst in ein Nebenzimmer, um das verletzte Knie zu besichtigen.

Während er dort wartend saß, durch die halb geöffnete Tür gedeckt, sah er seinen Vetter Heinrich Anton eintreten. Im ersten Augenblick, unter den anderen Käufern, erschien er ihm, wie er ihn allezeit gesehen. Aber dann, als seine hohe, vornübergeneigte Gestalt allein im Fensterlicht stand, ging ihm eine wesentliche Veränderung nicht verloren.

Die Forderung, die der vornehme Kunde laut Rezept seines ehemaligen Hausarztes stellte, ward anstandslos befriedigt. Ein Lehrling besorgte das Einwickeln des Fläschchens, gab es ihm und eilte dann schleunigst in die Nebenstube, um warmes Wasser zur Reinigung der Wunde herbeizutragen.

„Ist mein Vetter krank gewesen?" fragte Vollrad, sein Knie entblößend.

„Ich weiß es nicht."

Da kam der Provisor mit Binde und Salbe.

„Der junge Mensch weiß nichts," sagte Vollrad ungeduldig. „Der Herr, der eben hier war, ist mein Vetter. War er krank? Er sieht miserabel aus."

Der Provisor zuckte die Achseln. „Leidet an Neuralgie, der Herr Baron. Braucht Morphium dagegen."

Vollrad horchte auf. „So, so! Teufelszeug! — Na, fertig? Danke! Das infame Brennen hat wenigstens aufgehört. — Vielleicht hole ich ihn noch ein."

Digitized by Google

Davon war allerdings nicht die Rede, als er erleichtert zu seinen Söhnen zurückging, die sich die Zeit damit vertrieben hatten, die vorübergehende Weiblichkeit in Staunen und Bewunderung zu versetzen.

„Na, nun los!“ sagte der Freiherr und schritt mit weiten Schritten voraus.

Vor der Klüverschen Villa angelangt, sah er Christa auf dem Balkon stehen, wo sie den Meisen Futter streute.

Sobald sie seiner ansichtig ward, ging ein heißer Schreck durch ihre Adern. Die Beschuldigung ihres Gatten, mit seinen mißliebigen Verwandten gemeinsam Front gegen ihn zu machen, trat mit ganzer Wucht wieder vor ihre Seele.

Da die Möglichkeit, sich verleugnen zu lassen, ausgeschlossen war, gab Christa mit unsicherer Stimme den Befehl, die Herren eintreten zu lassen.

Vollrad voran, erschienen sie auf der Schwelle.

Ihre zarte, aus der glänzenden Umgebung duftig heraustretende Erscheinung nötigte dem Freiherrn größtmögliche Minderung seiner rauhen Umgangsformen ab.

„Meine Söhne sind inzwischen herangewachsen,“ sagte er. „Ich will sie Ihnen vorstellen, damit Sie sehen, damit Sie sich überzeugen, daß —“

Sie reichte den jungen Herren die Hand, über die sich beide mit tadelloser Haltung neigten.

„Wenn wir hoffen dürfen, hochverehrte Base, noch in Ihrer Erinnerung zu leben —“

„Wir erbitten huldvolle Verzeihung, wenn wir das schreckliche Wort Tante auf Sie nicht anzuwenden wagen,“ sagte Justus.

Ihre Augen glitten mit wehmütigem Lächeln über die schlanken Gestalten. Wenn sie ihrem Manne einen solchen Sohn hätte schenken können, wie anders würden

Digitized by Google

sie sich heute gegenüberstehen! Ihre Beklemmung wuchs von neuem.

„Herr v. Klüver," sagte sie leise, „Vetter Vollrad, Sie müssen verzeihen, wenn ich mich Ihrem Besuch gegenüber sehr, sehr befangen fühle, wie ich auch sonst darüber denken mag. Die Entfremdung meines Mannes —"

„Ist eine Schrulle!" fiel er hastig ein. „Sie werden mir doch zugeben, daß solche Quackeleien, wie er sie an den Haaren herbeigezogen hat, zwischen Männern und nahen Verwandten keinen Schuß Pulver wert sind. Zum Donner" — die Schecke ging schon wieder mit ihm durch — „ich werde doch wohl in meinem Hause machen können, was ich will, ohne daß jemand mir vorwerfen darf, ich sei ein Leichenschänder und Höllenbraten. Noch verrückter ist aber, daß er den letzten Klüvers, den beiden Schlingeln da, jede Art von Unterstützung mit geradezu blutigem Hohn versagt. Ich treibe immer ehrliches Spiel, das Hintenherumschleichen halte ich für eine niederträchtige Gemeinheit. Wenn ich mal früher feindlich gegen Sie gesinnt war, jetzt bin ich es nicht mehr. Ohne Selbstsucht geht es nun mal nicht ab im Leben, besonders nicht, wenn einer wie ich dermaßen in der Klemme steckt, daß ihm kein Ziegelstein auf dem Dache mehr gehört. Und dazu zwei Jungens, die doch auch leben wollen. Ich mag ja ein schlechter Landwirt gewesen sein, aber das ist doch kein Grund, uns das Erbrecht zu entziehen. Ich habe Heinrich Anton damals den Vorschlag gemacht, die Jungens sollten auf seinen Gütern vernünftige Wirtschaft kennen lernen, sich einarbeiten — na, Sie wissen ja, was da losging!"

„Alles das weiß ich, Vetter Vollrad," sagte Christa, als er zuletzt doch einmal Atem schöpfen mußte, und

Digitized by Google

senkte ihr blondes Haupt in zunehmender Verlegenheit.

„Na, dann wissen Sie auch, daß ich Hilfe haben muß für die Jungens da. Den" — er wies auf Lothar — „will sein Oberst gern beim Regiment behalten. Aber wo soll ich die Zulage hernehmen? Da ist es doch ein Skandal, daß der reichste Mann in der Provinz nicht so viel Familiensinn besitzt, seinen nächsten Verwandten dem Dienst, der Armee zu erhalten. Bedenken Sie das einmal!"

„Vetter Vollrad, Sie werden gut tun, sich mit der Unmöglichkeit abzufinden. Nein — warten Sie! Keinen Zorn jetzt! Wenn auch sonst nichts zu erreichen ist, Ihrem Sohn kann ich, wenn er von mir annehmen will —"

„Ich müßte ja ein Verbrecher sein, täte ich es nicht — aus so schönen Händen!" rief Lothar aufspringend.

„Zweihundert Mark monatlich könnte ich —"

„Na, das ist doch mal ein verständiges Wort!" sagte Vollrad befriedigt. „Also, wir nehmen an, wenn Sie meinen, daß sonst nichts zu machen ist. Das Geld schicken Sie mir nach Darsow."

„Am besten doch gleich an meine Adresse," fiel Lothar lebhaft ein.

„Sie schicken es nach Darsow — basta!" sagte der Freiherr, seinen lächelnden Jüngsten mit einem Zornesblick bedenkend.

„Wie Sie wollen, Vetter Vollrad. Es ist besser," setzte sie in Angst hinzu, „Sie sehen Heinrich Anton gar nicht."

„Der Wunsch hinkt nach," sagte er, sein bandagiertes Knie befühlend. „Ich habe ihn schon in der Apotheke gesehen, wo ich mein zerschundenes Fell salben ließ. Er sah aus wie ein Gespenst."

Digitized by Google

Sie zuckte zusammen. „Oh, Vetter Vollrad —“

„Schönfärben tue ich nie. Er sah miserabel aus. Wissen Sie, daß er mit Morphium an sich herumdoktert? — Nicht? Na, dann wissen Sie es jetzt. Lassen Sie sich mal auseinandersetzen, was das für eine Art Schmerztöter ist. Hat er denn wieder an Neuralgie gelitten?“

„Nein, gar nicht,“ sagte Christa in völliger Unwissenheit.

„So, so! Na, dann um so besser. Aber das Giftzeug hat er bombensicher. Welchen Heilkünstler hat er denn jetzt?“

„Professor Stettenborn.“

Er sah einen Augenblick schweigend vor sich nieder. Dann sagte er ungeduldig. „Es ist doch eine Verrücktheit! Ich bin hier mit den Jungens und soll nicht zu ihm gehen. Das grenzt schon an —“

In diesem Augenblick tat sich die Tür auf, und der Freiherr Heinrich Anton erschien auf der Schwelle.

Vollrad, in guter Absicht und durch Christas Zugeständnis milder gestimmt, rief seinen Söhnen zu: „Jungens, da ist euer Onkel! Sagt ihm guten Tag!“

Dieser Weisung auf das prompteste nachkommend, standen beide vor dem Freiherrn, bevor seine schreckhafte Überraschung noch irgendwelchen Ausdruck finden konnte.

„Mein verehrter Onkel,“ sagte Lothar, „wir haben so lange nicht das Glück gehabt —“

„Riesig lange nicht,“ fiel Justus lebhaft ein.

Das umflorte Auge des Freiherrn glitt mit finsterer Verschlossenheit über die hübschen, blühenden Gestalten. Der elende Sproß seines Hauses trat in Vergleich mit diesen wohlgebildeten Söhnen — und dieser Vergleich krallte sich in die siebenjährige Wunde tiefer und schmerzhafter ein denn je zuvor. Ohne die Lippen zu öffnen,

Digitized by Google

stieß er die ausgestreckte Hand Lothars zurück, wandte sich um und schlug die Tür hinter sich zu.

Das Gesicht Vollrads war kreideweiß geworden trotz seiner rötlichen Bräune. Das beleidigte Vatergefühl überwog die eigene Kränkung. Jedes Haar auf seinem Kopfe schien sich zu sträuben, als er drohend die Faust schüttelte.

„Das wird ihm vergolten, so wahr ich hier stehe! Er soll sich hüten, mir von jetzt an in den Weg zu laufen! Er soll erkennen lernen, daß es noch Leute gibt, die ihm auf den Zopf spucken können, diesem —"

Christa legte die Hand auf seinen Arm, da brach er ab. Selbst bleich wie die Lilie im Blumentisch übte sie noch Gewalt über den Tobenden aus. „Hätten Sie mir doch geglaubt! Seine Zustände —"

„Was für merkwürdige Zustände sind denn das?" brach er abermals aus.

„Ich weiß nicht. Aber sie sind da." Wieder war es ihr, als schleiche das unsichtbare Dunkle durchs Gemach. Ihre Hände sanken ineinander. „Gehen Sie — und kommen Sie nicht wieder zu ihm," bat sie mit zitternder Stimme. „Nie wieder!"

„Ich werde mich hüten und nochmals solch ein Esel sein! — Seid ihr noch nicht 'raus, Jungens?" —

Als sie außerhalb des Gitters waren, lehnte sich Justus mit unbezwinglichem Lachanfall gegen die Schulter seines Vaters. „Das nenne ich eine gastliche Aufnahme! Gut, daß wir den edlen Tropfen vorher getrunken haben."

Lothar nahm die andere Seite des Freiherrn in Beschlag. „Warum sollen die zweihundert Mark erst an dich geschickt werden?"

„Hast du dir etwa eingebildet, daß du sie ganz allein schlucken wirst?" fragte der Freiherr ingrimmig.

Digitized by Google

„Wenn sie mir doch gehören —“

„Du siehst, er ist nicht für Kommunismus,“ sagte Justus, sich die Augen trocknend. „Ich würde ihn strafen, indem ich ihm Darsow als Erbteil vermachte.“

Des Freiherrn Miene erhellte sich diesmal nicht. Er schob seine Söhne von sich und schritt schweigend und mit finsteren Gedanken den Weg zum Bahnhof zurück.

Vierzehntes Kapitel.

Wie im Taumel war Heinrich Anton v. Klüver in sein Zimmer zurückgekehrt. Alle Fibern in ihm bebten vor Erregung, vor seelischer Marter.

Nichts Gesundes leitete die Vernunft mehr aus der Enttäuschung seiner ehelichen Hoffnung her. Wie er sich der Schicksalsgewalt nicht beugen wollte, spürte er auch die Kraft des Verzichts nicht in sich. Die Gegenwirkung des in immer stärkeren Dosen genommenen Gifts, das in dieser Steigerung seine verderblichste Macht offenbarte über den ihm Verfallenen, nötigte ihm neben der Erschlaffung aller physischen und geistigen Kräfte hie und da einen seelischen Zustand auf, in dem die Wirklichkeit um ihn her zu verschwimmen schien in ein nur dämmerndes Bewußtwerden seiner selbst und der Außenwelt.

Der Anblick der drei Darsower Vettern traf ihn wie ein Schlag. Er sah sich von einer heimlichen Verschwörung umgarnt. Und aus dem Wust der ihn bestürmenden Vorstellungen hob sich unverrückbar als Kern und Mittelpunkt das verbildete Geschöpf — sein Kind.

Nicht eher — diese Gewißheit umklammerte ihn immer fester — konnte Ruhe in sein Haus, in seine eheliche Gemeinschaft, in seine Brust einziehen, bis das Kind daraus verschwunden war.

Digitized by Google

Er drückte auf die Glocke.

„Ich lasse die Frau Baronin zu mir bitten.“

Im Schlafzimmer, dessen Tür er verschloß, führte er das Gift in sein Blut und trat dann in sicherer Erwartung kommender Elastizität und Energie in sein Arbeitsgemach zurück.

Auf einen Sturm bitterster Vorwürfe gefaßt, stand Christa ihn erwartend am Schreibtisch.

„Das Kind geht morgen früh aus dem Hause,“ sagte er hastig, „in eine Heilanstalt.“

Die schreckhafte Überraschung beraubte sie der Sprache.

Er sah es, und seine Erregung sog daraus neue Nahrung. „Ich setze diesmal meinen Willen durch kraft meiner väterlichen Gewalt.“

Ein unbeschreiblich trauriges Zucken glitt um ihre Lippen, als sie mit zitternder Stimme sagte: „Du sprichst von väterlich? Du —“

Sie mußte abbrechen. Der Schmerz schnitt zu tief durch ihr Mutterherz.

Das Blut floß ihm immer rascher durch die Adern. Von Sekunde zu Sekunde gewann alles in ihm wachsendes Leben und Außenglanz. „Daß dir meine Ruhe nichts wert ist,“ sagte er, „habe ich erst vorhin wieder zu sehen Gelegenheit gehabt. Meine Frau und meine Feinde machen gemeinsame Sache gegen mich.“

„Wenn ich dir schwöre —“

Er schnitt ihr das Wort ab. „Darüber lache ich, denn es steht in meiner Macht, diesen Erbschleichern den Weg endgültig zu verlegen. Und ich werde ihn verlegen.“

Er reckte seine Gestalt auf, als glitte mit dieser Versicherung eine Last von ihm ab.

„Du bist hart,“ sagte sie leise, „hart und unerbittlich gegen dein eigenes Geschlecht und Blut.“

Digitized by Google

Er sah im Geist das Brüderpaar vor sich stehen, und bitterster Neid krallte sich wieder in Hirn und Herz. Und damit schälte sich aus dem Leidenschaftswust der Grund aller Leiden, das Kind, abermals heraus.

Der Freiherr ging auf Christa zu und faßte ihre Hand mit heißem Druck. „Morgen ist die Sache vorüber. Ich werde Sorge dafür tragen. Stettenborn sprach von höchstens noch einem Jahre. Ein Jahr ist für mich nicht mehr erträglich, sieben Jahre sind genug gewesen."

Ohne ihm ihre Hand zu entziehen, sagte sie mit leiser, aber fester Stimme: „Das Kind bleibt bei mir und ich bei dem Kinde. In meinen Armen soll es sterben."

„Die Wärterinnen werden kommen —"

Sie befreite sich und trat von ihm zurück. „Laß sie kommen. Ich werde das Kind in meinen Armen halten, und keine Gewalt der Welt wird es mir entreißen. Willst du mich mit dem Kinde loswerden, so schicke die Leute her. — Eines aber mache dir klar," fügte sie mit zitternden Lippen hinzu, „daß, wenn ich einmal dein Haus verlassen habe, ich nie wieder dahin zurückkehre, nie."

„Du sprichst in den Wind mit solchen Drohungen," sagte er mit gelassener Sicherheit. „Meine Nachgiebigkeit ist bis auf den Grund erschöpft. Und wenn dein Berater Stettenborn sich zu einem zweiten Überredungsversuch ermächtigt fühlen sollte, so laß ihn wissen, daß meine Tür für ihn verschlossen sein wird." Er ging ein paar Schritte zum Fenster, kehrte aber ebenso schnell wieder zurück. „Ich habe schwere Träume," sagte er mit finsterer Miene, „Träume, die mich erregen und peinigen. Sie werden verschwinden, sobald das Zimmer drüben leer geworden ist."

Digitized by Google

Er ließ sich vor seinem Schreibtisch nieder und warf Zeile um Zeile aufs Papier.

„Was machst du, Heinrich Anton?“ Die Angst durchzitterte ihre Stimme, als sie hastig näher trat. „Was tust du?“

„Lies!“ Er hielt ihr das Telegramm entgegen. „Lies!“

Sie nahm es mit zuckenden Wimpern.

Es war an die Direktion der Heil- und Pflegeanstalt des Kreises gerichtet und bat, am morgenden Tage Pflegerinnen abzusenden, um die von ihm näher geschilderte Kranke abzuholen.

Einen Augenblick stand sie wie vernichtet. Dann in plötzlicher Aufwallung riß sie das Blatt mitten auseinander und warf die Hälften von sich, als verbrenne sie sich die Fingerspitzen an dem glatten Papier.

Ohne noch ein Wort zu sprechen, ging sie aus dem Zimmer.

Was tun?

Am Bett des Kindes kam ihr keine Antwort. Nirgends bot sich ein Halt. Ihr war es, als versänke der Tag um sie her in Dunkelheit.

Da plötzlich leuchtete im tiefsten Innern ein Strahl auf, in dessen Licht sie wieder vorwärts sehen konnte. Zu Stettenborns helfender Nähe zog es sie mit unwiderstehlicher Gewalt.

Wenn sie jetzt zu ihm in seine Sprechstunde ging, verlor sie keine Zeit.

Mit fliegender Hast kleidete sie sich an, und als sie aus dem Hause ging, war es ihr, als enteile sie einem brennenden Dache, das hinter ihr zusammenzustürzen drohte.

Die Sprechstunde hatte schon begonnen, als Frau v. Klüver die Stufen hinaufschritt. Ihr entgegen kam

Digitized by Google

voll freudiger Neugier Fräulein Emilie Klippers, die herzliebe, und bohrte, verbindlichst grüßend, ihre Augen in das errötende Antlitz der jungen Frau.

Trotz der zehn Mark und der beißenden Nachrede hatte Fräulein Emilies Herz Feuer gefangen, und sie fand, daß ihre Besuche bei dem interessanten Arzt nicht mehr der Begleitung einer älteren Schwester bedurften.

Es war ihr natürlich ein seelisches Bedürfnis, ihr Zusammentreffen mit Frau v. Klüver allen Bekannten mit einem entsprechenden Zusatz von Böswilligkeit zum besten zu geben. Die zuerst damit Beglückte war Frau v. Kalau, die mit Barbara zufällig des Weges gegangen kam.

„Ich kann nur sagen, frisch wie eine Rose flog die gute Baronin die Stufen hinauf. Eine wahre Freude, auch einmal gesunde Menschen zum Arzt gehen zu sehen. Unsereinen schaudert immer dabei, aber Frau v. Klüver glühte, wie wenn sie zum Tanz ginge."

In Bärbels Schläfen pochte es mit schmerzhafter Gewalt auf.

Die Majorin, interessiert aufhorchend, schnitt ihr das Wort ab: „Mein seliger Mann pflegte zu sagen: ‚Ärzte und Quacksalber sind Teufelszeug für die Weiber.' Verzeihen Sie das harte Wort."

„Ihr himmlischer Mann!" sagte Fräulein Klippers und drückte lebhaft Frau v. Kalaus Rechte.

— — — — — — — — — — — — — —

Unter dem Druck, daß ihr Mann inzwischen ein zweites Telegramm an die Direktion der Heilanstalt aufgesetzt und abgesandt habe, trat Christa in das Wartezimmer ein.

Sie war zu schüchtern, dem Diener den Auftrag zu geben, sie außer der Reihe anzumelden. So saß

Digitized by Google

sie und wartete ab, wie sich die Tür zum Sprechzimmer geräuschlos öffnete und schloß, bis sie sich auch für ihren Eintritt auftat.

Stettenborn, bei ihrem unvermuteten Anblick von Freude und Sorge zugleich durchzuckt, trat hastig einen Schritt zurück. „Sie, gnädige Frau?“

Die Verwunderung, die in dieser Frage lag, erschreckte sie. Aber da stand er schon wieder vor ihr und reichte ihr die Hand.

„Was es auch sein mag, Sie wissen, daß ich glücklich bin, Ihnen helfen zu können. Was ist?“

Noch hatte sie nicht zu ihm aufgesehen. Mit angstvoller Hast suchte sie nach dem ersten, ihren Gatten schwer anklagenden Wort.

Da fragte er leise und mit warmer Innigkeit: „Das Kind? Soll ich einmal kommen und nachsehen?“

Sie schüttelte den Kopf. Was hatte sein Einspruch für Nutzen, wenn ihr eigener letzter Widerstand vergeblich blieb?

Ihm ward es heiß ums Herz. Er beugte sich über ihre Hand und drückte sie an seine Lippen. Tiefes, tiefes Mitleid verwob sich mit dem, was er niemand, sich selbst nicht, eingestehen durfte.

„Sie haben mich Ihren Freund genannt, Sie haben mir Ihr Vertrauen geschenkt. Und deshalb sind Sie jetzt hier.“

„Das Kind soll fort — morgen schon!“

Wie sie es gesagt hatte, löste sich die harte Spannung ihrer Nerven. Sie deckte die Hand über die Augen und schluchzte auf.

Er ließ ihre Rechte aus der seinen gleiten und ging ein paar Schritte auf und nieder, bis er, mit sich im reinen, zu ihr zurücktrat. „Bitte, setzen Sie sich, und dann schenken Sie mir wieder Glauben und Vertrauen!“

Digitized by Google

Sie trocknete die Tränen und folgte ihm zum Sessel. Wenn je, so wurde ihr heute, jetzt geborgen in seiner Nähe, zumute, als bliebe alle Not und Sorge außerhalb dieses Raumes stehen, der ihr eine Oase dünkte nach der dürren Öde ihres Heims.

Und dieser Anhauch inneren Friedens hielt sie ganz umfangen, bis alles, was ihr Herz belastete, mit in seine helfende Hand gegeben war.

Ohne Unterbrechung hatte er zugehört. Aber dabei wanderten seine Gedanken unwillkürlich aus der Gegenwart in die Vergangenheit, in die Zeit, wo dieses liebreizende junge Weib sich ein anderes Dasein hätte erwählen können, fernab vom Klüverschen Reichtum und seinem dornigen Glanz.

„Ich will mit dem Kinde gehen," sagte sie, seinen zustimmenden Blick suchend. „Der harte Wille des Vaters —"

Er unterbrach sie. „Daß dieser Wille krankhaft sein könnte, haben Sie nie bedacht?"

Sie sah betroffen auf. „Nein — nie!"

„Nun also. Wenn es nun aber so wäre, würde Ihr Kummer nicht dadurch erleichtert werden? Würden Sie die Sache, die Ihnen jetzt wie ein grober Gewaltakt erscheint, nicht von einem anderen Standpunkte aus milder betrachten?"

Sie war so überrascht von dieser Frage, daß ein volles Verständnis auch jetzt noch nicht in ihren Augen aufdämmerte.

Die Notwendigkeit, ihrem ohnehin belasteten Herzen noch ein neues Gewicht aufzudrängen, verlieh seiner Stimme eine immer weichere Überredungskraft. „Seelen sind Saitenspiele. Wenn da eine Saite verstimmt ist oder gar gesprungen, fehlt vielen Menschen die Kraft, diesen Verlust zu vergessen oder zu ersetzen.

Digitized by Google

Und sie verfallen leicht dem Irrtum, für ihre eigene Not andere zur Verantwortung zu ziehen. Das ist ein Zustand ähnlich dem Gang über eine dünne Eiskruste. Jeder Schritt sinkt ein — sie mögen gehen, wohin sie wollen, immer geraten sie ins Tiefe, in jene hoffnungslose Tiefe der Klagen und Anklagen."

„Und das wäre —"

„Das ist der Seelenzustand Ihres Herrn Gemahls," sagte Stettenborn nachdrücklich. „Es gibt da nun verschiedene Mittel," fuhr er mit sanfter Schonung fort, das Geschick der Morphiumsüchtigen vorsichtig berührend, „Mittel, die trügerisch über diesen zerrüttenden Zustand hinwegtäuschen: Narkotika, Alkohol." Er unterbrach sich, hob ihre zitternde Hand von der Sessellehne und strich beruhigend darüber hin. „Das lassen wir jetzt und sprechen vom Nächstliegenden. Wenn Sie nun mit mir glauben, daß die Forderung Ihres Herrn Gemahls die Frucht seiner seelischen Erkrankung ist, brauche ich Ihnen dann noch zu sagen, daß Sie wohl daran tun, ihm keinen Widerstand mehr entgegenzusetzen?"

Ein Schrei ging über ihre Lippen. Sie sprang auf.

„Frau Baronin," sagte er, alles, was er an Liebe, Mitleid und Pflichtgefühl in sich trug, in seine Worte legend, „so schwer wollen Sie es mir machen?"

Sie nahm mit ausbrechendem Schmerz seine Rechte in ihre beiden Hände. Sie hatte niemand und nichts, daran sie sich in ihrer Angst halten konnte, nur ihn — und er wies sie zurück.

„Bin ich Ihr Freund nicht mehr?" fragte er leise. „Dann darf ich freilich nichts weiter sagen."

Das Unausgesprochene, das Ungeahnte in ihrer Brust und die quälende Sehnsucht nach Güte und Verständnis glitt in tiefer Blässe über ihr Antlitz.

Digitized by Google

„Auch Sie wollen mir das Kind nehmen? Unter fremden Menschen, die es nicht liebhaben können, unter bezahlten Menschen soll es leben und sterben? Und ich — ich bleibe allein —“

Über dieser Stunde hing eine Weihe, die Weihe, da ein zagendes Herz sich ganz in die Treukraft eines anderen Herzens gibt. Sie neigte das blonde Haupt in bitterem Schmerz gegen seine Schulter.

Ihm floß es heiß durch die Adern. Aber seine Achtung vor ihrer Not war größer und sein gerader Sinn stärker als die Macht der Liebe. Er richtete sie auf und sagte mit überzeugender Tröstung: „Wir sprechen jetzt über Tatsachen, die ich mit meinem Wort verbürge. Wie zwei Menschen sprechen wir, die willens sind, das Beste zu erringen und sich dabei nicht scheuen, gegen eine vorgefaßte Meinung anzukämpfen.“

„Wenn ich kann,“ flüsterte sie, die Augen zu ihm aufschlagend, als erwarte sie von ihm die Kraft, die er von ihr forderte.

„Sie können, sobald Sie mir Glauben schenken. Niemand fänden Sie, der das Muttergefühl höher einschätzt als ich, und dessenungeachtet rate ich Ihnen: Geben Sie Ihr Kind in die Pflegeanstalt, geben Sie es vertrauensvoll hin in dem sicheren Bewußtsein, daß diese Veränderung für das Kind selbst sich ganz unspürbar vollzieht. Mein Wort ist dafür Bürge.“

Der Ausdruck ihrer Augen, dieser verängstigte und kindlich gläubige Ausdruck, bewegte und erschütterte sein Herz. Aber nur fester umspannte er ihre Hand, sie ganz zu seinem Willen hinüberzuziehen.

„Ich kenne diese Anstalt genau. Der leitende Arzt ist mein Freund. Ein Wort von mir, und seine Teilnahme und Überwachung gehört Ihrem Kinde in ganz besonderem Maße. Ich selbst will Gelegenheit nehmen

Digitized by Google

— wenn Sie es wünschen, mit Ihnen gemeinsam — mich davon zu überzeugen. In gewissem Sinne und bei den Mitteln, die Ihrem Herrn Gemahl zu Gebote stehen, wird das Kind dort ein freundlicheres Dasein führen als bisher, weil niemand mehr an seinen Leiden Anstoß nehmen wird."

Er hatte mit so warmer Innigkeit und Überzeugung gesprochen, daß die Beklemmung, unter der sie zu ersticken glaubte, einer nie gefühlten Wehmut wich. Wie losgelöst vom Gewesenen und Kommenden hörte und sah sie nur ihn, der mit starkem Arm die Brücke schlug, über die sie hinwegschreiten sollte — ohne das Kind. Wie Nebel stieg es ihr vor den Augen auf, aber sein mahnender Druck rief sie zur Selbstbeherrschung zurück.

„Ich will," sagte sie leise und preßte die freie Hand gegen die Augen.

Er zog auch diese Hand fest in die seine. So standen sie sich stumm sekundenlang gegenüber, bis sie ihre Fassung wiedergewonnen. Da gab er sie mit sanftem Entschlusse frei. „Lassen Sie nun ruhig Ihren Herrn Gemahl gewähren. Ich stehe Ihnen zur Seite. Sie haben mein Wort."

Nur eine Silbe kam über ihre Lippen: „Dank!"

Er nickte.

Wenn er sie hätte an sich ziehen können, das blonde Haupt an seine Brust lehnen, die feuchten Wimpern mit seinen Küssen trocknen und Glück und Freude in ihr Herz einströmen lassen, aus aller Not sie herausheben mit Liebeskraft!

Das Blut in seinen Schläfen pochte.

„Auf Wiedersehen!"

Da ging die Tür lautlos zu.

Digitized by Google

Fünfzehntes Kapitel.

Der Baron raffte das zerrissene Telegramm vom Teppich auf und warf es mit finsterer Miene in den Papierkorb.

Ein Gefühl, stärker als sein Zorn, hielt ihn davon zurück — wenigstens für diesen Augenblick — eine zweite Depesche aufzusetzen — die Scheu vor einem öffentlichen Skandal.

Niemals würde er seinem Vetter den Triumph gegönnt haben, von seiner Gattin verlassen worden zu sein. Schon der Gedanke, das ihm so verhaßte rote Gesicht in Schadenfreude aufleuchten zu sehen, jagte ihm das Blut wie gepeitscht durch die Schläfen.

Der Kreislauf seiner Erwägungen zog immer engere Linien um Vollrads Person, ganz und gar spann er ihn ein in das Netz eines reifenden Entschlusses, der unmittelbar der Morphiumwirkung entsprang.

Der im Dienst ergraute Diener schüttelte den Kopf, als er seinen Herrn mit weit ausholenden Schritten die Straße zur Stadt hinuntergehen sah wie einen rüstigen, im besten Lebensalter stehenden Mann.

Zum Hause des Kommerzienrats den kürzesten Weg einschlagend, sah Klüver sich plötzlich der Majorin und Fräulein Emilie Klippers gegenüber, deren Herzliebe es nicht unterlassen konnte, ihm einen kleinen Stich beizubringen.

„Ihre liebenswürdige Frau Gemahlin," sagte sie, „habe ich auch schon getroffen, als ich aus der Sprechstunde des Professors Stettenborn kam. Sie stieg gerade so allerliebst lebhaft die Treppe herauf. Es ist hoffentlich niemand ernstlich krank bei Ihnen?"

Es fuhr ihm wie ein Blitz durchs Gehirn. Wieder

Digitized by Google

suchte sie fremde Hilfe und Widerstand gegen ihn aufzubieten. Aber diesmal — er umfaßte die Krücke seines Spazierstocks mit schmerzender Gewalt — sollte der anmaßenden Wirksamkeit ihres Verbündeten ein fester Riegel vorgeschoben werden. „Niemand — außer dem, an dem sich nichts ändern läßt," sagte er mit kurzer Höflichkeit.

„Stettenborn ist so recht ein Damenarzt," lispelte Fräulein Emilie. „Wie dazu gebacken und geboren. Ihre reizende Frau Gemahlin findet das sicher auch."

„Mein seliger Mann," sagte Frau v. Kalau, um auch ihre Person zur Geltung zu bringen, „pflegte immer einen Kognak draufzusetzen, wenn er mit einem Arzt zu tun gehabt hatte, bisweilen auch zwei oder drei, je nach seiner Antipathie. Er sagte, diese Totengräber fielen ihm auf die Magennerven."

Dem Freiherrn brannte der Boden unter den Füßen. „Meine Frau wird Ihrem Fräulein Tochter auch meinen Glückwunsch zur Allerhöchsten Auszeichnung ausgesprochen haben," sagte er, den Hut lüftend. „Sie verzeihen jetzt, ich habe einen wichtigen Gang vor."

Er grüßte verbindlich und schritt davon.

„Solch ein vornehmer Mann!" flüsterte Fräulein Klippers. „Eigentlich ist es doch eine Schande —"

„Wie denn? Glauben Sie wirklich —?" fragte die Majorin eindringlich.

„Na, wenn Sie das gesehen hätten! Puterrot vor Eile! Reine Glasaugen, so glitzerten sie. Und solch schattenhafter Zug im Gesicht, als schwebte sie schon im siebenten Himmel die Treppe herauf. Wenn man nun schon solchen Kretin von Sprößling hat, sollte man wenigstens nicht noch auf Eroberungen ausgehen. Aber die Baronin ist niemals eine gute Mutter ge-

Digitized by Google

weſen. Wer ſich mit ſolchem Mann, wie ſie hat, nicht ſtellen kann, der verdient direkt Prügel, aber nicht die Gold- und Juweleneinfaſſung, die der arme Klüver um das einſtige Fräulein Habenichts legt. — Warum iſt denn aber Fräulein Bärbel vorhin davongelaufen?“

„Sie wollte wohl etwas kaufen. — Ja, ja, wenn arme Menſchen plötzlich zu Geld kommen!“

„Und einen Hochmut hat die Frau,“ ſagte Fräulein Emilie im Andenken an die kühle Zurückhaltung der Baronin gegen ihre herzensliebe Perſönlichkeit, „einen Hochmut zum Platzen! Und ſo raffiniert mit ihrer ſogenannten Einfachheit! Alles kommt aus Berlin. Seit Stettenborn bei ihnen Hausfreund iſt — na, Hausfreund, das kennt man ja! — zieht ſie ſich an wie 'ne Waſſerlilie. Und er ſoll ja auch geſagt haben —“

„Was hat er geſagt?“ fragte Frau v. Kalau höchſt intereſſiert.

„Daß die Baronin ihm verehrungswürdig erſchiene,“ lächelte Fräulein Emilie vielſagend, „und ihn an ein Ideal aus ſeiner Jugendzeit erinnerte. Wo die das Ideale ſitzen hat, möchte ich wohl wiſſen! Zum letzten Damentee hat ſie uns ſämtlich nicht eingeladen. — Man ſollte es doch dem guten Stettenborn ein bißchen unter die Naſe reiben, daß nicht alle Leute blind und taub ſind.“ —

Der Freiherr hatte die Villa des Kommerzienrats erreicht.

Die Spätnachmittagſonne verflimmerte ihre letzten Goldtöne in den blank geputzten Fenſterſcheiben. Im Weinſpalier zankte ſich das Spatzenvolk, daß es bis auf die Straße herausſchallte, und hoch oben auf der Tannenſpitze ſaß eine Amſel und ſang ihr Abendlied.

Der Kommerzienrat war ſeinem Beſucher entgegengegangen und reichte ihm die zitterige Hand.

Digitized by Google

Es war stark geheizt im Zimmer, so daß es Klüver wie eine heiße Welle entgegenströmte.

„Ich komme in einer Sache," sagte er, die ihm noch verbliebene Spannkraft zusammenraffend, „die mir schon lange am Herzen liegt, und zu deren Ausführung ich mir Ihren Rat und Beistand erbitte. Denn was geschehen soll nach meinem Willen, das soll ohne Aufhebens, in der Stille geschehen. Es liegen Gründe vor, die mich dazu bestimmen."

Die dürre Gestalt des Kommerzienrats hatte sich dem Freiherrn gegenüber in einem Sessel niedergelassen. Seine Gesichtshaut, vergilbt wie sie in letzter Zeit immer gewesen, hatte jetzt eine pergamentähnliche Färbung angenommen, während das Antlitz des Barons eine fahle und ausdruckslose Blässe aufwies. Beider Blicke hingen aneinander, indes ihre Oberkörper im Verlauf des Gesprächs sich einander immer näher zuneigten.

„Ich habe," sagte der Freiherr mit klangloser Stimmdämpfung, „den Entschluß gefaßt, in anderer Weise, als bisher vermutet wurde, über mein Vermögen zu verfügen, das heißt in dem Sinne, daß es unserer Nebenlinie entzogen wird, die gesetzlich auf ein Erbschaftsrecht nicht den Schatten eines Anspruchs besitzt."

Er hatte den ganzen Groll in sich aufbegehren gefühlt, als er die letzten Worte mit einer wagrechten Handbewegung gleichsam unterstrich.

Die tiefliegenden Augen des Kommerzienrats, dessen Anschauungen sich in Anbetracht des Ungehorsams seines Sohnes mit dieser Auffassung deckten, blinzelten verständnisvoll hinter den herabhängenden Lidern. „Es ist mir nicht unbekannt," sagte er mit vorsichtiger Abwägung der Worte, „daß die unrationelle Wirtschaftsführung des Darsower Herrn —"

Digitized by Google

„Sagen Sie ruhig die verbummelte Narrenwirtschaft," fiel der Freiherr schroff ein.

„Es geht das Gerücht, daß die Subhastation des Gutes von den Gläubigern nur mit Rücksicht auf die Erbaussichten bisher nicht beantragt worden sei."

„Diese vorsichtigen Gläubiger," sagte der Freiherr mit scharfem Lachen, „dürften das Nachsehen haben. — Ich selbst," fuhr er fort, „habe den Geschmack an der Landwirtschaft verloren und möchte auch nicht meiner Frau eine solche Verantwortlichkeit nach meinem Tode aufbürden. Die Darsower Vettern aber will ich endgültig von der Möglichkeit ausgeschlossen wissen, ihre Lotterwirtschaft auf meinen Gütern fortzusetzen. Wissen Sie nicht einen Käufer, mit dem ein Abkommen unter der Hand — darauf lege ich den Hauptwert — leicht und schnell getroffen werden könnte? Ich wüßte selbst wohl einen — Sie!"

Der Kommerzienrat schüttelte sein kahles Haupt. „Das Objekt ist sehr groß —"

„Nicht zu groß für Sie. Es liegt nur an Ihrem Willen," sagte der Freiherr mit gesteigerter Nervosität. „Sie wären ein Tor, wollten Sie nicht zugreifen."

Der alte Praktikus bewegte unruhig seinen morschen Körper. „Drei solche Güter! Sie überschätzen meine Mittel, Herr Baron."

„Sie sind ein reicher Mann," fiel der Freiherr hastig ein. „Und ein Geschäftsmann, dem ich Vertrauen entgegenbringen kann. Es liegt in der Veranlassung, die mich dazu treibt, meinen Besitz zu veräußern, daß diese Veräußerung so still und schnell wie möglich vor sich geht. Mein Gesundheitszustand erfordert dies."

Der Kommerzienrat sah sehr wohl die Zerstörungsrunen im Antlitz seines Gegenübers trotz dessen

Digitized by Google

anscheinender Straffheit und Energie und bewegte schweigend die Lippen, als durchkaue er einen Gedankengang.

„Der Kaufpreis, Herr Baron?“ fragte er dann gedehnt.

„Kurz und bündig, von Hand zu Hand,“ sagte der Freiherr, die Schweißtropfen, die ihm die äußere und innere Hitze erpreßten, von der Stirn wischend, „zwei Millionen! Ich brauche Ihnen nicht auseinanderzusetzen, daß mein Besitz nach dem Stande der heutigen Güterpreise weit höhere Angebote erzielen würde, sobald ruchbar wird, daß ich verkaufen will. Ich habe aber meine Gründe, das Geschäft in aller Stille abzuschließen.“

Mertens' spekulativer Geist wußte die Wahrheit dieser Behauptung sehr wohl zu würdigen. Aber nebenbei konnte er sich einer stillen Verwunderung über das hastende und ungewöhnliche Benehmen des Freiherrn nicht entschlagen. „Wenn ich mich dazu entschließen könnte,“ sagte er, seine zitternden Hände reibend, „müßte ich zunächst die Möglichkeit ins Auge fassen, das Geld flüssig zu machen.“ Daß das schlagbare Holz auf den Gütern allein eine halbe Million wert war, wußte er längst, und dies erwägend, prägte er Stimme und Worten einen verbindlichen Ausdruck auf. „Eine solche Summe läßt sich nicht aus dem Ärmel schütteln. Eine kurze Frist —“

Des Freiherrn Augen flackerten ungeduldig. „Ich habe Ihnen meine Gründe dargelegt,“ sagte er erregt. „Und diese Gründe veranlassen mich, Ihnen noch weiter entgegenzukommen.“

„Und — das wäre in diesem Falle?“ fragte der kleine Herr, und sein Pergamentgesicht bekam einen Stich ins Rote.

Digitized by Google

„Anderthalb Millionen Mark bar, zahlbar in drei Tagen!“

„Ich werde leider immer überschätzt,“ sagte der Kommerzienrat, zu dem außergewöhnlich günstigen Kauf bereits fest entschlossen, während er den Freiherrn im stillen für einen ausgemachten Narren hielt. „Dennoch glaube ich Ihren Wünschen gerecht werden zu können — wenngleich mir der Gedanke, weiteren Grundbesitz zu erwerben, bisher ferngelegen hat.“

Der Freiherr reichte ihm seine Hand, die glatt und kühl wie eine Marmorhand anzufühlen war. „Justizrat Breunicke, der den Kaufvertrag und die Neufassung meines Testaments aufzusetzen hat,“ sagte er sich erhebend, „wird sich mit Ihnen gemeinsam bei mir einfinden.“

Es ging ihm eine ganz wundersame Vorstellung durchs Gehirn, als erlebe er die Enttäuschung seines Vetters nach seinem Ableben mit, als sähe er dessen Gesicht fahl werden vor Schreck und Wut, als hörte er sein Toben über die Verschleuderung der Güter, auf deren Erbanfall er seine Gläubiger so erfolgreich verwiesen.

Ein hartes Lächeln glitt um seine schmalen Lippen. Enttäuschung! Seine ganze Ehe war bitterste Enttäuschung gewesen, bis ins Mark hatte sie ihn vergiftet und um alle Lebensfreude betrogen.

Des Kommerzienrats trockene und unpersönliche Geschäftsnatur kümmerte die Selbstqual dieses Lächelns blutwenig. Für ihn lag nicht der mindeste Grund vor, jemand vor Schaden zu bewahren, der sein Geld durchaus loswerden wollte. Er zog langsam seine dürre Hand zurück. „Sie haben nur zu bestimmen, Herr Baron, zu welcher Zeit ich mich einzufinden habe. Von meiner Seite ist Schweigen selbstverständlich.“ —

Digitized by Google

Der Freiherr schritt hastig über den Vorflur der Treppe zu, an der grauen Gipskatze und der wurmstichigen Truhe vorüber, diesen beiden Zieraten, die für Arnolfs freiheitdürstende Seele allezeit Verkörperungen unausrottbarer Engherzigkeit gewesen.

Das bißchen Abendsonne hatte sich hinter eine finstere Wolkenwand verkrochen und gab nur noch ein ausdrucksloses Zwielicht her, durch welches das aufflackernde Gaslicht grünliches Flimmern streute.

Klüver war zumute, als habe er eine schwere, aber gute Tat vollführt, eine herzerleichternde Tat. Wenn jetzt noch der Gegenstand seiner zersetzenden Abneigung aus dem Hause geschafft war, wenn der Seitenflügel leer stand, dann fiel auch die letzte Fessel seiner Seele ab.

Das Blut strömte ihm so stark zum Herzen bei dieser Vorstellung, daß er einen Augenblick vor dem Schaufenster einer Drogenhandlung stehen blieb, um Luft zu schöpfen.

Jemand, der eilig den Laden betreten wollte, schritt so dicht an ihm vorüber, daß er den Ärmel des Freiherrn streifte.

Unwillig wandte dieser sich zur Seite, seinen eigenen Diener erkennend, der sich verlegen entschuldigte.

„Die Kinderfrau ist plötzlich erkrankt. Ich bin hierher geschickt worden, um Fliedertee zu holen."

Der Freiherr gab keine Antwort. Er setzte seinen Weg fort. Seine Gedanken kreisten weiter um ihren unverrückbaren Mittelpunkt. Wenn er Christa zur Erbin seines Barvermögens machte, so lieferte er es zugleich mit an die Darsower Vettern aus, mit denen sie verbündet war gegen ihn. Auch da mußte ein Riegel vorgeschoben werden.

Der Kopf begann ihm zu schmerzen von all dem Grübeln. Die Wirkung des Morphiums ging zu Ende.

Digitized by Google

Das Treibende in ihm, das Wollende, schmolz unaufhaltsam zusammen. Es war, als ob ein Strom in seinen Adern mehr und mehr abebbte, hinsichtlich, statt zu fließen, und endlich versandete.

In seinem Zimmer stand ein Fenster geöffnet. Die laue Abendluft erfrischte den dunkelnden Raum. Ihm kroch es kalt durch den Leib. Unwillig schlug er das Fenster zu. Es war das elende Gefühl der Selbstverschuldung und der Selbstvernichtung, das ihn fröstelnd machte.

Er warf sich in einen Sessel und schloß die Augen.

Und da faßte ihn die Gewißheit mit grinsendem Hohn, daß alles, was er bis jetzt getan und noch tun wollte, null und nichtig blieb, solange das Kind drüben sein Scheinleben fortführte, solange es in fremder Pflege auswärts atmete, solange es überhaupt atmete.

Da war es, als schlüge eine Kralle in seine Brust ein.

Die dunkle Wolkenwand zog herauf, der Wind schob sie vorwärts mit rastlosen Stößen, hoch droben hing sie am Himmel wie ein unheilbrütendes Nachtgespenst.

Die Zweige im Garten schüttelten sich wie in Grauen, und über das Gebüschdickicht flog jeder Ansturm hin wie raschelndes Erschauern.

Der Freiherr glaubte mit gespanntem Ohr zu lauschen, indes der Dämmerzustand, der ihn bereits umfing, alle seine Sinne auf Irrwege leitete.

Das Brausen und Raunen einer großen Volksmenge und das Getöse galoppierender Pferde wechselten in seinen Gehörnerven ab. Jetzt stand er mitten im tiefen Wald, und der Regen rauschte über ihm aufs Blätterdach, und jetzt jagte er im offenen Wagen durch die tobende Windsbraut dahin.

Der Regen klatschte auf die Fensterbretter. Aber

Digitized by Google

in des Freiherrn Zwangsvorstellungen waren es unsichtbare Finger, die gegen die Scheiben pochten.

Er hatte das sichere Bewußtsein, den Schlüssel im Schloß umgedreht zu haben, aber nicht im Zimmer seiner Villa, in der er sich befand, sondern im Herrengemach des alten, von ihm veräußerten und verschleuderten Familienschlosses.

Dort lag er auf dem bronzefarbenen Ledersofa, wo gewesene Generationen mit toten Augen auf ihn herabschauten, kreidige Gesichter unter Perücken und Federhüten, und wo die alte Wanduhr wie eine Orgel im Gehäuse summte.

Jetzt war es, als ob dieses Summen in ihm selbst lebendig würde. Er hörte es sein schmerzendes Gehirn durchzittern. Gleich einer Wellenbewegung schien es das ganze Gemach in hebende und senkende Bewegung zu versetzen. Der Riegel flog auf davon.

Der Freiherr glaubte, die Augen offen zu halten, in Wahrheit hielt er sie geschlossen. Er glaubte, wach zu sein, und lag mit allen Sinnen, mit seinem ganzen seelischen Vermögen in den Banden der Wahnvorspieglungen, die das Morphiumgift verhängnisvoll heraufbeschwört.

Durch die geöffnete Tür sah er in einen finsteren Gang, ihm wohlbekannt als das verbindende Glied der einstigen Burg mit dem neueren Teil des Schlosses. Der alte Turm stand leer seit Menschengedenken. Nur die Sage hauste noch darin — die Sage von der schwarzen Frau, die eine weiße Rose in der Hand trägt, sobald ein Klüver in die Ahnengruft hinabsteigen soll.

In dem gelähmten Denkvermögen des Freiherrn wandelte sich das Sausen des Windes in Schleppenrauschen. Er glaubte in den Gang hineinzusehen,

Digitized by Google

dem Fabelwesen entgegen, ja, die Finsternis glaubte er mit seinen Blicken zu durchdringen und zu erleuchten.

Der Wind fuhr heulend um die Mauern, ihm klang es wie stöhnendes Seufzen. Da kam's herbei — und jetzt stand's in der Tür. So, wie es nach der Überlieferung aussehen sollte, stand es vor seinen starren Blicken, den schwarzen Schleier um das Antlitz gelegt, eine weiße Rose — nein, zwei weiße Rosen waren es diesmal — vom Friedhofsrosenbusch gepflückt, in der Hand.

Ein Schlag, der die gemarterten Nerven des Freiherrn aufpeitschte, erweckte ihn. Die Zugluft hatte Christa den Türflügel aus der Hand gerissen.

In ihrem langen Abendgewand stand sie auf der nämlichen Stelle, wo seine zerrüttete Phantasie das schwarze Nachtgespenst gesehen.

Der Wechsel war zu jäh. Der Freiherr sprang auf. Er mußte es erst fassen und konnte es nicht so schnell, daß dies sein altgewohntes Arbeitszimmer war. Mit halb verstörtem Blick suchte er nach dem finsteren Gang, den perücken- und federngeschmückten Häuptern seiner Vorfahren.

Aber was ihm in schreckhaftester Überraschung die Bewegungsfreiheit nahm, war der Wechsel der Erscheinungen auf der Schwelle. Die goldblonde Gestalt mit dem brennenden Licht in der Hand und die finstere schwarze Frau — lösten sie einander ab? Wechselten sie die Erscheinungsform?

Sein starrer Blick, der nicht von ihrem Antlitz wich, versetzte Christa in Furcht. „Die Wärterin ist kränker geworden. Ich habe zu Professor Stettenborn geschickt und werde bei dem Kinde schlafen."

Der Dämmerungszustand verlor sich. Die Einsicht

Digitized by Google

kam zurück. „Wie spät ist es?“ fragte er, über seine noch feuchte Stirn streichend.

„Es geht auf Mitternacht.“

„So lange —“ murmelte er kopfschüttelnd. „Ich war eingeschlafen. Du hast mit dem Essen doch nicht auf mich gewartet?“

„Nein,“ sagte sie leise. „Ich bin mit mir zu Rate gegangen, Heinrich Anton“ — ihre Lippen zitterten, aber ihre Stimme klang fest — „ich willige darein, daß das Kind in fremde Pflege kommt. Ja, ich glaube jetzt, daß es in der Anstalt besser aufgehoben sein wird als hier. Laß die Leute kommen, die du kommen lassen wolltest, es abzuholen. Es soll Frieden zwischen uns sein.“

Ihm rieselte es fröstelnd durch die Adern. Einst hätten ihm diese Worte Fesseln abgenommen. Was bedeuteten sie ihm jetzt, wo über seiner letztwilligen Verfügung das Fragezeichen hing, solange ein Atemzug in diesem Kinde sich regte!

„Der Darsower hat dich heute um Unterstützung angegangen?“ fragte er mit dringlicher Hast.

„Ich habe sie zugesagt — soweit es in meinen Kräften steht.“

Das flackernde Licht in ihrer Hand ließ ihre Gestalt bald verschwimmen, bald grell hervortreten. Dieser Wechsel überreizte seine Augennerven, ihm war, als sähe er sie doppelt vor sich stehen, bald schwarz, bald weiß. Er deckte die Hand über die Lider.

„Du bist krank, Heinrich Anton,“ sagte sie weich. „Soll ich Stettenborn nicht auch zu dir schicken?“

Er fuhr auf. „Über meine Schwelle kommt der nicht. Versteckte Gegner halte ich mir vom Leibe.“

Da ging sie mit unhörbaren Schritten hinaus und schloß die Tür.

Digitized by Google

Mit ihr ging eine unstillbare Trauer. Das Opfer, das Stettenborn ihr abgerungen, dieses Hausfriedensopfer, hatte sie vergebens gebracht.

Sie stand am Fenster der Kinderstube und sah in die sturmgepeitschte Nacht hinaus, die mit Trompetenstößen den Einzug des Frühlings verkündete. Die Wolkenmassen sah sie über den kämpfenden Mond hinziehen, weiße Dunstleiber auf schwarzen Rossen vorüberjagen am Firmament. Ihr war es, als ob ihre eigenen Gedanken, Wünsche und Hoffnungen so ziellos dahinstoben, von Licht zu Schatten.

Wo war ihr Licht? Wo war es?

Ein innerstes Gefühl, daß es in ihrer Nähe weilte, ließ sie wie in Andacht die Hände falten. Und so, die Augen noch voll schwermütiger Träume, stand sie, sich umwendend, Stettenborn gegenüber. Ihr zitterte ein immer wahres Wort durch die Seele:

„Was dem Menschen unbewußt
Oder gar veracht'
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht —"

Sobald er ihre Hand erfaßte und schützend festhielt, kam wieder Ruhe in ihr Herz.

„Die Wärterin ist schon fortgeschafft," sagte er, sich zur Sachlichkeit zwingend. „Es ist Ansteckungsgefahr vorhanden. Nun will ich einmal hier nachsehen."

Sie ließ sich von ihm führen, wie er zum Kinderbett schritt. Durch alles, was ihm als Weg diente, wäre sie mit ihm gegangen — ohne Furcht, ohne Klage.

Das Licht der Nachtlampe gab nur verschwimmende Helle, grünbeschirmtes Dämmern. Nicht ein Gegenstand trat aus ihm deutlich hervor, alles barg sich im nächtigen Halbschein.

Digitized by Google

Stettenborn beugte sich über die spitzenbesetzten Kissen, auf denen das schwere Haupt des Kindes regungslos ruhte.

Unter der gewaltig vorspringenden Stirn waren die Züge der Mutter in dem allzu kleinen Gesicht deutlich erkennbar. Auch die dünnen Strähnen über diesem entstellenden Vorderhaupt trugen die goldblonde Farbe ihres Haares.

Mit liebevollem Mitleid erfaßte er die Hand des Kindes und hielt sie sekundenlang fest. Alsdann schlug er sanft die Decke zurück, öffnete das Nachthemd, kniete nieder und hielt sein Ohr an das Herz gepreßt.

Sie fragte nicht, nur mit sorgendem Blick verfolgte sie jede seiner Bewegungen. Als sie ihn leise den Kopf schütteln sah, ging es ihr wie ein Stich durchs Herz. Sie trat hastig neben ihn.

Er erhob sich schon. Trotz der dämmerigen Helle las sie etwas Besonderes, etwas Ergreifendes in seinen Zügen.

„Haben Sie —“

Er brach die Frage ab. Er wußte ja, daß jetzt alles, was da wie Dornen und Steine auf ihrem Mutterwege gelegen hatte, im Verschwinden war und daß nur noch die Erinnerung ihr Schattenreich für sie auftun würde.

„Sie lieben Ihr Kind,“ sagte er mit tiefer Innigkeit, „so werden Sie ihm gönnen, daß es aus diesem traurigen Leben vielleicht schon — sehr bald den Weg findet.“

Als ob sie ihn nicht verstanden hätte, hingen ihre Augen an seinen Lippen. Schnell und angstvoll hob sich ihre Brust.

Er nahm ihre Hand in die seine. Niemand außer ihm war da, der sie in dieser schweren Stunde stützte.

Digitized by Google

„Das Ende," sagte er leise, „ist nahe. Der Puls ist kaum noch fühlbar, und das Herz setzt aus."

Heiße Sehnsucht erfaßte ihn, sie von diesem düsteren Ort kraft seiner Liebe fortzutragen. Aber er blieb auch diesmal Sieger über sich selbst.

„Lassen Sie jemand neben sich wachen diese Nacht hindurch."

Sie schüttelte das Haupt. Ihr war selbst sterbensmüde zumute. „Ich muß allein sein mit ihm," murmelte sie, mühsam Worte findend. „Ich war es immer — und will es auch jetzt sein."

„Soll ich bei Ihnen bleiben?"

Es kam ihm über die Lippen in einer kaum verständlichen Frage.

Sie zuckte zusammen. Heinrich Anton hatte ihn seinen versteckten Feind genannt.

Er sah ihren Kampf und drückte ihr die Hand. „So bleiben Sie allein. Aber Sie müssen es wissen" — er sah ihr bannend in die Augen — „das Kind liegt im Sterben. Rühren Sie es nicht an. Es schläft ruhig ein."

Da schlug der Schmerz wie eine Welle über ihr zusammen — sie griff in die Luft.

Er hielt sie stützend. Voller Liebe sah er in ihr gesenktes blasses Antlitz. „Sie brauchen ja nun kein Opfer mehr zu bringen. Das Kind ist geborgen — daran halten Sie fest."

Dann ging er. Sie blieb allein.

Die sieben Jahre bittersten Mutterschmerzes zogen in düsterer Folge an ihr vorüber. Was bedeutete die kurze Zeit der Hoffnung gegen diese grauen Geisterketten!

Und wenn ihre Tränen sie auch ersticken wollten, sie rührte das sterbende Kind nicht an. Nicht Schmerz,

Digitized by Google

nicht Angst noch Liebe sollten die Wandlung der Natur bedrängen. —

Der Sturm war vorübergegangen. Durch die fliehenden Wolken kämpfte sich das Mondlicht siegreich hindurch. Ein voller Strahl fiel über die Bettstatt und leuchtete. Aus dem dämmerigen Lichtgrün hob sich dieses umglänzte Lager wie ein marmornes Gebilde, über das der Ewigkeitsbeginn sich lautlos senkte.

Die Stirn gegen die Kissen gedrückt kniete Christa. Wie lange? Sie wußte es nicht. Als sie sich mit schmerzenden Füßen erhob und in die halb geöffneten Augen des Kindes sah, denen kein Leben und kein Glanz mehr innewohnten, schrie sie auf in bitterem Weh.

Vielleicht, daß jetzt auf diesen fließenden Mondstrahlen die Seele ihres Kindes dahinschwebte durch die frühlingsatmende Nacht.

Sie trat ans Fenster mit sehnendem Blick, die Hände gegen das zuckende Herz gepreßt.

Plötzlich — durch die schwer lastende Stille, diese heilige Todesruhe, kamen Schritte. Den Gang herauf kamen sie, schleppend wie im Schlaf und unsicher wie in Trunkenheit.

Eine tastende Hand drückte den Türgriff nieder. Ein Spalt tat sich auf, und aus ihm quoll ein Strahl der nächtlichen Flurbeleuchtung in das friedenspendende Silberlicht.

Christa war es, als kette sie der Schreck fest an dem Boden, daß sie nicht Hand noch Fuß zu regen vermochte — nur hinstarren auf das, was erkennbar wurde.

Aus seinem künstlich erzwungenen Schlafe durch eine Sinnestäuschung aufgeschreckt, hatte der Freiherr einen Ruf zu hören geglaubt, der ihn aus dem Bette trieb. Die fieberhafte Erregung, in welche diese Wahnvorstellung ihn versetzte, stellte ihm den Tod des Kindes

Digitized by Google

als sein eigenes Erlösungswerk und als unumgänglich notwendig hin. Und wie diese Zwangsidee von ihm Besitz nahm, verlor er sich ganz und unrettbar in ein seelisches und gedankliches Dämmern, das jede Überlegung und jedes Verantwortlichkeitsgefühl ausschaltete.

Unsicher und belastet und doch zugleich fortgedrängt und getrieben, folgte er der inneren heischenden Stimme, der er Worte entnahm: Tod und Ruhe.

Auf bloßen Füßen sich zum Schreibtisch hintastend, entnahm er diesem die gefüllte Morphiumspritze und trat den Weg über den Gang zum Seitenflügel an, den er seit Jahren nicht betreten.

Das herabgeschraubte Licht gab Schein genug, um die Wände zu erkennen und das dunkle Rot der schalldämpfenden Läufer. Der Freiherr sah weder das eine noch das andere, er sah nur die versperrende Tür geradeaus.

Das Gift in seinem Gehirn machte wohl seine Hand erzittern, als sie den Griff niederdrückte. Doch lautlos wie ein Nachtwandler, leeren Blickes vor sich hin starrend, trat er über die Schwelle.

So näherte er sich dem mondumflossenen Lager, beugte sich, hob die Rechte und richtete die Spitze des Instruments gegen den Hals des Kindes.

Da streifte sein Blick die gebrochenen Augen, da sah er den Tod, den er geben wollte, mit seiner Leichenmaske vor sich liegen — und in markerschütterndem Entsetzen verflog der wüste Wahn.

Die starren Pupillen zogen sich wieder zusammen, und über sein fahles Gesicht glitt ein nervöses Zucken. Aus seiner erhobenen, sich willenlos öffnenden Hand fiel die Spritze zu Boden — und halb wie ein noch Träumender, halb wie ein Erwachender wandte sich

Digitized by Google

der Freiherr auf seinen schwankenden Fersen und ging aus dem Zimmer, lautlos, wie er gekommen.

Zitternd an allen Gliedern und vor Schreck wie gebannt sah Christa seinem Verschwinden nach. Zu fassen vermochte sie nichts — nicht einmal den Gedanken, daß es Wahrheit war, was sie gesehen hatte. Die gespenstischen Sagen, die ihr so oft bange gemacht im alten Klüverschen Schlosse, traten lebendig vor sie hin. In diesem nächtlichen Phantom glaubte sie den Familienspuk zu sehen, der dem Grabe entsteigt, wenn für ein Mitglied des Hauses die Zeit des Scheidens naht. Und hier war der Tod gewesen. Konnte es nicht Gestalt annehmen, welche es wollte, dieses ruhelose, grauenerweckende Gespenst!

Von Furcht durchschauert riß sie das Fenster auf, und kühl und sänftigend wehte der Nachtwind zu ihr herein, um ihre heiße Stirn.

Da fand sie ihren Mut wieder, den Mut, den Stettenborn von ihr verlangte, als sie verängstigt und ratlos ihre Schwäche bekannte.

Sie ging zum Bett zurück, ihre warme Hand auf die Lider des Kindes legend. Da schlossen sie sich, um nie wieder sich zu erheben.

Mit der Fußspitze streifte sie an einen Gegenstand. Was sie im Angstschauer vergessen, jetzt fiel es ihr wieder ein, daß etwas zu Boden gefallen war. Sie hob es auf und sah verständnislos darauf nieder. Es lag in ihrer Hand wie ein Rätsel, zu dem ihrer Unerfahrenheit jede Lösung fehlte.

Aber das wußte sie jetzt, daß diese Nachterscheinung kein Phantom gewesen war. Und diese Gewißheit schlug wie ein Blitz vor ihren Augen ein. Mehr fliegend als gehend eilte sie zur Tür, verriegelte und verschloß sie mit stockendem Atem. Dann sank sie zusammen. —

Digitized by Google

Als ihr die klare Besinnung zurückkam, dämmerte am Morgenhimmel der junge Tag herauf. Die grauen Hüllen der Nacht verschwebten im kommenden Licht. Aus ihrem Blätterschutz tauchten Tazetten- und Aurikelköpfchen wie kleine, bunte Farbenpunkte auf. Von allen Zweigen, fern und nah, im Haselbusch und Jasminstrauch, allüberall durchzwitscherte der Vögel Sang die stille Frühe, ein hundertstimmiges Lebens- und Liebesglück. Schon kam auch die erste emsige Biene flott herangesummt und trug die ersten Wachs- und Honigschätze zum Hoflager der Königin.

Am offenen Fenster stehend, sank alle diese Herrlichkeit in Christas tieferschüttertes Gemüt. Gleich Balsam fühlte sie die ewig tröstenden Naturgewalten in ihre volle Seele rinnen. Sie beugte das Haupt und weinte.

Was sollte sie tun? Ein Grauen hielt sie vor dem Mann zurück, das ihre Seele bis auf den Grund entsetzte. Und immer wieder packte sie der Zweifel an, ob er es wirklich gewesen war. Und wenn er es war — was wollte er dann tun? Wie sollte sie ihm sagen, daß das Kind gestorben sei, wenn er es selbst gesehen?

Im Hause wußte man bald, daß drinnen eine kleine Leiche ruhte, und wie ein Lauffeuer lief die Nachricht, durch Milch- und Bäckerjungen verbreitet, in alle Häuser der Stadt, noch ehe die Schornsteine zu rauchen begannen.

Da war es, daß Stettenborn im Eilschritt die Villa Klüver aufsuchte. Blaß und übernächtig stand Christa ihm gegenüber, die Augen voll Tränen.

„Sie Arme!“ sagte er und drückte ihre Hände voll tiefen Mitgefühls. „Sie Ärmste!“

Sie widerstrebte nicht. Ihre ganze Seele bangte nach seiner Stütze und Mitwissenschaft. „Mein Freund,

Digitized by Google

mein einziger Freund auf Erden!“ flüsterte sie, von dieser Sehnsuchtsnot und Angst hingerissen dem unbekannten Schrecknis gegenüber, das ihre ganze Seele erfüllte. „Was — was ist dies?“ Sie zog die Morphiumspritze hervor und hielt sie ihm entgegen. „Zu was dient es? Ich weiß es nicht.“

Ihre Stimme erlosch. Stumm blickte sie zu ihm auf.

Er nahm mit raschem Griff das kleine Instrument an sich, prüfte seinen Inhalt — die unverdünnte, die mörderische Tinktur erkannte er leicht — und mit schroffer Hast fragte er gebieterisch: „Wo haben Sie das her? Wer gab es Ihnen? Das muß ich wissen! Woher nahmen Sie es?“

Sie schrie laut auf in der Erinnerung an die Stunde, da das blinkende Ding am Bett des Kindes niederfiel, und sank wie leblos in seine Arme.

Er schleuderte die Spritze von sich und hielt Christa aufrecht an seiner Brust. Ihr duftiges Blondhaar lag an seiner Wange, ihre Stirn gegen seine Schulter gelehnt.

„Christa!“ In diesem Augenblick hätte er sie nicht anders nennen können. „Christa — Mut! Ich bitte Sie! Sie dürfen jetzt nicht schwach sein. Sie müssen wissen und ertragen. Ich kann Ihnen sonst nicht helfen, kann Ihnen nichts sein, gar nichts!“ Er strich mit sanfter Hand über ihre kalte Stirn und die geschlossenen Lider. „Sie glauben doch an mich,“ sagte er mit überredender Stimme, als sie matt die Augen öffnete. „Sie suchen doch Erleichterung bei mir. — Was ist es mit dem Ding dort? Wer gab es Ihnen? Wo nahmen Sie es her?“

Und so, halb verwirrt noch vom Schreck und verängstigt, erzählte sie ihm das nächtliche Ereignis mit stockender und zitternder Stimme.

Digitized by Google

Ihn selbst, an unbegrenzte Möglichkeiten der Wahn- und Zwangsvorstellungen gewöhnt, überkam ein Frostgefühl in dem Gedanken an die Mitwissenschaft der arglosen jungen Frau. Er nahm ihre beiden Hände in die seinen und drückte sie mit überzeugender Kraft. „Ich habe Ihnen schon angedeutet, daß Ihres Gatten Verhalten und sein sichtbarer Verfall die Folgen eines beklagenswerten Leidens sind, dessen Fortschritte Sie nun gesehen haben. — Und ich fürchte," setzte er gedämpft hinzu, ihr teilnahmvoll ins Auge blickend, „daß es sehr tief schon bei ihm eingewurzelt ist."

Sie faßte es nicht. „Das Kind war ihm eine Qual," sagte sie leise. „Es ist nun dahin."

Er hob die Spritze vom Teppich auf und steckte sie in seine Tasche. „Ich werde jetzt eine Unterredung mit Herrn v. Klüver haben," sagte er entschlossen. „Nach dieser sehe ich Sie wieder. Nur eines versprechen Sie mir: ruhig und mutig zu sein — in dem Bewußtsein, daß ich Ihnen mit allem, was ich für Sie tun kann, hilfreich zur Seite stehe. Geben Sie mir die Hand darauf."

„Ich will," sagte sie, und ein rosiger Anhauch glücklichen Dankes flog über ihre blassen Wangen. „Ich will es versuchen."

Er küßte ihre Rechte. „So kann ich einen schweren Gang leichter tun," sagte er fest und ging aus dem Zimmer.

Was hätte es genutzt, fragte er sich, den Gang hinunterschreitend, sie mit dem tödlichen Inhalt des Instruments bekannt zu machen? Besser, sie ging mit verbundenen Augen an dem Abgrund menschlichen Irrens vorüber.

— — — — — — — — — — — — —

Es war eine furchtbare Erschütterung gewesen, die

Digitized by Google

den Freiherrn in sein Gemach zurückgescheucht hatte und in bleiernen Schlaf versenkt, so fest und dumpf, daß ihm beim Erwachen das ganze Geschehnis wie ein wüster Traum durch das schmerzende Haupt glitt.

Sein erster Schritt war nach dem Schubfach, darin er die Morphiumspritze vorsorglich barg. Es war leer.

Seine unruhigen Finger warfen alles durcheinander, und ein überwältigendes Angstgefühl um dieses ihm über alles wertvolle Instrument ließ ihn in einen Sessel niedersinken.

Die Tür ging auf. Stettenborn trat ein.

Mit Kennerblick und tiefem Mitleid sah er die kraftlose Gestalt sich unwillig aufrichten.

„Ich habe Sie nicht rufen lassen, Herr Professor."

„Nein. Aber ich habe Ihnen den Tod Ihres Kindes anzuzeigen," sagte er ruhig vorwärtsschreitend, bis er dem Freiherrn gegenüberstand. „Es ist in der Nacht zwischen zwölf und ein Uhr sanft gestorben."

Ihm schoß es wie ein Blitz durch die Sinne. So war es kein Traum gewesen? So hatte er die starren Augen in Wahrheit gesehen? So hatte er gewollt, was unnötig geworden?

Unnötig! Nun war es ja gut. Er strich über seine Stirn und richtete sich auf. „Es ist mir nicht vergönnt worden vom Schicksal, Trauer darüber zu empfinden. Es ist gut so, wie es ist — Sie werden das begreifen."

„Gewiß. Nur liegt mir noch eine Frage ob." Stettenborn zog die Morphiumspritze hervor und hielt sie sichtbar in der Hand. „Gehört diese Spritze Ihnen, Herr Baron? Sie wurde am Sterbebett des Kindes gefunden."

Sein Blick bannte durchdringend das Auge des

Digitized by Google

Freiherrn. Er mußte ihm standhalten trotz Ingrimm und Verwirrung.

Die ganze Szene im nächtlichen Halblicht fiel unter dem lastenden Schweigen auf sein schuldiges Gemüt zurück. Ein leidenschaftlicher Haß gegen seinen Peiniger lohte in ihm auf, indes es ihm in allen Fingern zuckte, sein Eigentum an sich zu reißen.

„Ich frage Sie, Herr Baron," wiederholte Stettenborn mit ernstem Nachdruck, „ob dieses Instrument Ihnen gehört?"

„Wer gab es Ihnen?" fragte der Freiherr rauh vor Erregung.

„Das ist Nebensache." Stettenborn schwebte die Möglichkeit zu drohend vor, daß eine gleiche Wahnvorstellung auch Christas Leben gefährden könne, als daß von falscher Rücksichtnahme noch die Rede sein durfte. „Die Hauptsache ist: Sie sind Morphinist, Herr Baron. Wenn ich meinem Verdacht bisher keine Äußerung gestattete, so wäre diese Beschränkung jetzt eine Sünde. Sie sind überführt. Und der Inhalt dieser Spritze — eine unverdünnte Quantität Morphium, die hinreichend wäre, Sie, mich und Ihre Gattin zu vergiften — gibt mir nicht nur das Recht, sondern als Arzt die Pflicht, Ihrer verderblichen Leidenschaft ein Ziel zu setzen."

Der Freiherr war unter diesen wie Hammerschläge klingenden Worten zusammengezuckt, aber seine ursprünglich stolze und unabhängige Natur bäumte sich, soweit es seine geistige und körperliche Erschlaffung zuließ, dagegen auf. „Ich gestatte niemand, sich ungerufen in meine Angelegenheiten zu mischen."

„Sehr wohl. Nur gibt es auch darin eine Grenze — und diese haben Sie heute nacht überschritten," sagte Stettenborn mit zwingendem Nachdruck. „Wir ver-

Digitized by Google

stehen uns, das sehe ich. — Es liegt mir fern," fuhr er mit überredender Milderung fort, „Ihnen aus dem Geschehenen persönlich einen Vorwurf zu machen. Aber wiederholen dürfen sich solche Krankheitserscheinungen nicht." Er machte eine Pause und bannte das Auge des Freiherrn abermals an das seine. „Aus dem Grunde nicht, weil sie gemeingefährlich sind oder doch werden können. Wie Sie heute nacht das schon entflohene Leben des Kindes bedrohten, können Sie ein anderes Mal —"

Der Freiherr fühlte das ihn jetzt oft befallende Frösteln von den Fußspitzen ab aufwärts schleichen. Er wollte sich zusammenraffen diesem Manne gegenüber. Es ging nicht. Seine Mannhaftigkeit verließ ihn.

Stettenborn erfaßte seine Hand. Trotz widerstrebender Bewegung hielt er sie fest. „Herr Baron, es kann Ihnen geholfen werden. Und das, was ich vorschlage und was Sie hoffentlich billigen werden, bleibt Geheimnis zwischen uns beiden — nicht einmal Ihre Frau wird Kunde davon erhalten. Ich werde Ihnen offiziell einen Aufenthalt in einem Sanatorium zur Stärkung Ihrer Nerven verordnen. In Wahrheit suchen Sie eine Anstalt auf, wo Morphiumsüchtige von ihrer Leidenschaft entwöhnt werden. Daß dies ein ernste, ja, eine sehr ernste Sache ist, wissen Sie. Aber ebensogut wissen Sie auch, daß ohne diese Entwöhnungskur Ihr Leben, Ihr geistiges und körperliches Leben vorzeitigem Verfall zueilt. Es ist meine Pflicht, Ihnen das zu sagen und daneben den Verdacht der Allgemeingefährlichkeit nach den Erfahrungen der heutigen Nacht in allen Punkten aufrecht zu halten. Also — geben Sie sich in meine Hand und Fürsorge."

„Ich werde tun, was mir beliebt," sagte der Freiherr mit bitterem Lächeln. „Durch ein Komplott

Digitized by Google

lasse ich mich nicht einschüchtern. Meine Spritze will ich jetzt! Wenn ich nicht irre, ist sie mein Eigentum."

Stettenborn ging zum Fenster, öffnete es und beförderte den Inhalt der Spritze in die Luft hinaus. Dann wandte er sich zurück und legte sie auf den Tisch. „Herr Baron, ich mache Sie darauf aufmerksam, daß eine Weigerung Ihrerseits, meinem Rate nachzukommen, Folgen nach sich zieht. Nur unter der Bedingung, daß Sie baldmöglichst eine Anstalt aufsuchen, kann ich über Ihr Vorhaben heute nacht Schweigen bewahren."

„Und wer hat — meine Frau kann —"

„Das ist Nebensache. Der Tatbestand bleibt. Sie haben in einer Zwangsvorstellung ein Leben vernichten wollen. Ihre Gattin hat keine Ahnung von der Bedeutung Ihres Erscheinens im Kinderzimmer. In dieser Unwissenheit wird sie von mir erhalten werden. Und nun fassen Sie Ihren Entschluß! Ich nehme alle Beweggründe Ihrer schleunigen Abreise auf mich."

Eine Art Nemesis grinste den Freiherrn an. Das Kind wollte er in eine Anstalt schicken. Nun wurde er selbst in einer solchen untergebracht. Und alles, weil das junge, lebensfrische Geschöpf, das ihm einen Erben schenken sollte —

Der Kopf schmerzte ihm zum Zerspringen. Er war keines Widerstandes mehr fähig. „Gut — gut. Jetzt Ruhe!"

„Ich werde den Chefarzt der Anstalt von Ihrem Kommen in Kenntnis setzen," sagte Stettenborn zurücktretend. „Es ist kein Grund vorhanden, sich trüben Gedanken hinzugeben. Sie werden, wenn Sie den Willen dazu haben, als ein gesunder Mann zurückkehren und diese Unterredung, die Ihnen augenblick-

Digitized by Google

lich martervoll dünkt, in der Folge als die Grundlage eines neuen Lebens schätzen."

Er verneigte sich und verließ das Zimmer.

Sechzehntes Kapitel.

Der Freiherr sah Stettenborn mit glanzlosen Augen nach. Alsdann wandelte sich der Ausdruck seiner Züge in ein verzerrtes Lächeln. „Blöder Narr!" murmelte er ingrimmig vor sich hin. Lechzend nach dem Belebungsmittel füllte er die Spritze aufs neue, und mit zitternder Hand flößte er sich das Gift in die Adern.

Wer ihn eine halbe Stunde später auf der Straße gehen sah, welk zwar im Gesicht und vornübergeneigt, würde nie den wahren Tiefstand seiner Gesundheit auch nur geahnt haben.

An der Wohnung des Justizrats Breunicke zog er die Glocke.

Die musterhafte Hausfrau, in blauer Schürze, den Kehrbesen in der Hand und ein Staubtuch im Gürtel, öffnete selbst die Tür. Es war Scheuerfest und ein Teil der Wohnung bereits unter Wasser gesetzt. Ein kräftiger Seifengeruch schlug dem Freiherrn entgegen.

„Ich komme absichtlich etwas früh," sagte Klüver, nachdem er in dem Scheuerkostüm die Dame des Hauses erkannt hatte. „Ich wollte Ihren Herrn Gemahl ganz sicher noch zu Hause antreffen."

„Aber bitte schön!" Die Justizrätin ließ den Wedel fallen. „Ach Gott — ist es denn wahr, daß Ihre Kleine — Der Milchjunge erzählte heute morgen —"

„Es ist wahr," sagte der Freiherr kurz, und die Kralle griff ihm wieder ins Herz.

„Na, denn — man weiß ja gar nicht," setzte sie in

Digitized by Google

Verlegenheit hinzu, „was man dazu sagen soll. Das arme — Lieber Himmel!“

„Kann ich Ihren Herrn Gemahl sprechen?“

Die blaue Schürze machte eine rasche Schwenkung. „Helmar, Herr v. Klüver ist hier!“

Der Justizrat kam dem Baron entgegen und drückte ihm schweigend die Hand.

Bis in seine Zimmer hatten sich die Fluten noch nicht ergossen, und der schwere Friesvorhang an der Außentür dämpfte wohltätig das Gepolter auf dem Flur.

„Der plötzliche Todesfall in meinem Hause,“ sagte der Freiherr, und dabei stieg ihm der schwere Groll gegen Christa, die unbemerkte Zeugin und Verräterin seines nächtlichen Irrwahns, heiß zu Kopf, „gibt mir Veranlassung, über meine Hinterlassenschaft anderweitig zu verfügen. Ich gedenke eine Erholungsreise anzutreten, deren Dauer sich auf unbestimmte Zeit erstrecken könnte, und ich will die Gewißheit mit mir nehmen, die Gewißheit —“

Der Gedankenfaden riß ab. Ein anderer Einschlag machte sich geltend.

Warum brachte sie ihm die Morphiumspritze nicht selbst? Weshalb lieferte sie diese mit allem, was sie gesehen, an Stettenborn aus? Wie er dereinst in ihr die Möglichkeit zur Erfüllung seines Wunsches gesehen, sah er jetzt in ihr nichts als die Urheberin aller seiner Leiden.

Der Justizrat hatte ihm, die Schatten auf seiner Stirn wohl bemerkend, einen Sessel angeboten. „Mertens wird sogleich erscheinen. Ich habe auf Ihren Wunsch alles vorbereitet. Das Dokument ist fertig und darf nur unterzeichnet werden.“

„Sehr gut!“ sagte der Freiherr, die trostlose Öde in seiner Seele mit bewundernswerter Selbstbeherr-

Digitized by Google

schung verbergend. „In der Zwischenzeit wollen Sie die Verfügung über mein Vermögen beglaubigen. Die Größe des Objekts erfordert einen notariellen Akt. Nehmen Sie gefälligst zu Papier: Alles, was ich an Barvermögen besitze, stifte ich der Universität Heidelberg, an der ich studiert habe — wohlverstanden als Schenkung bei Lebzeiten, vom heutigen Tage gültig. Jedoch soll die Universität gehalten sein, meiner Gattin nach meinem Tode ein Legat von zehntausend Mark jährlich auszuzahlen — bis zu dem Tage, an dem dieselbe eine neue Ehe eingeht. Alsdann erlischt diese Verpflichtung."

Breunicke hatte mit stillem Staunen die Schenkungsurkunde niedergeschrieben. Jetzt sah er auf. „Ihre Frau Gemahlin —"

„Es ist alles wohlerwogen," unterbrach ihn Klüver mit schroffer Gereiztheit.

In diesem Augenblick, da der Justizrat dem peinlichen Gefühl, das ihn beherrschte, Ausdruck geben wollte, zerteilte ein donnerartiger Schlag im Flur die Spannung der Gemüter.

Der Freiherr fuhr wie elektrisiert zusammen, während der Justizrat zornig aufsprang und, die Tür öffnend, in den Flur hinausschrie: „Was ist denn das für eine Wirtschaft hier?"

Fräulein Metas piepsige Stimme tönte durch den Vorhang. „Die Stehleiter ist umgefallen. Ich habe den ganzen Eimer Wasser über die Füße bekommen, und Mama ist die Scheuerbürste an den Kopf geflogen."

„Ich rechne," sagte der Justizrat, seinen Kopf zurückziehend, „unter die sieben Todsünden obenan die Scheuerwut der Frauen und —"

Es läutete, und der Kommerzienrat erschien.

Digitized by Google

Der kleine Herr war heute schon in Anbetracht des glänzenden Geschäfts, das seiner harrte, sonderlich guter Laune gewesen, obzwar seine Hände infolge der Erregung außergewöhnlich stark bibberten, wie die Majorin sich ausdrückte.

„Susanne," hatte er während des Morgenkaffees lächelnd gesagt, „es ist doch etwas Großes um den Haß. An Triebkraft und Erfindungskraft läuft er der Liebe den Rang ab. Er kann aber auch zum Narren machen, in welchem Stadium sich der Freiherr v. Klüver befindet."

„Wir verkaufen die Güter so bald wie möglich," sagte die Kommerzienrätin, die in ihrer breiten Behäbigkeit neben ihrem Gatten saß wie eine Mutter neben dem unausgewachsenen Sohn. „Ich will nicht, daß nach unserem Tode die Majorin v. Kalau, diese alte Blindschleiche, auf dem Gute herumtriumphiert."

Der Kommerzienrat strich sich über die kahle Stirn. „Ich weiß nicht, was das heißen soll mit dem Jungen, dem Arnolf," sagte er schrill. „Sein Auftrag müßte längst erledigt sein. Statt dessen verbummelt er draußen die Zeit, wo ich ihn gerade jetzt hier so nötig habe."

„Fräulein Bärbel," fügte Frau Mertens hinzu, ihrem Gatten die Kaffeeserviette aus dem Halskragen ziehend, „geht mit schmachtender Miene umher. Ich traf gestern die alte Kalau. Sie behauptet, ihre Barbara hätte seit der Trennung ein Mignongesicht bekommen und würde ihrem Vater, dem seligen Major, immer ähnlicher. Na, wir haben wohl sein dickes, rotes Nußknackergesicht noch in guter Erinnerung."

Der Kommerzienrat hüstelte und krächzte. Sein Asthma verbot ihm laute Heiterkeitsausbrüche, und gerade in diesen Tagen quälte es ihn auf ganz besonders empfindliche Art. Aber er hing so zähe am Leben,

Digitized by Google

daß ihn diese Symptome niemals zum Nachdenken reizten.

Der Frühlingssonnenschein draußen, der die Absicht hatte, auch in dieses trockene Zahlengemüt etwas Lenzeszauber hineinzustrahlen, lachte ihn auf der Straße durchaus umsonst an. Die Heiterkeit auf seinem vergilbten Gesicht, als er den beiden ihn erwartenden Herren die Hände drückte, bezog sich lediglich auf den Kaufvertrag, den der Justizrat vor sich hinlegte, um seinen Inhalt mit lauter Stimme vorzulesen.

Der Freiherr, dessen erkünstelte Spannkraft im Entweichen war, infolgedessen seine Ungeduld ins Unerträgliche wuchs, verharrte tief zurückgelehnt im Sessel, wie wenn die ganze Sache ihn persönlich nichts anginge, ebensowenig wie die Überreichung des Schecks von seiten des Kommerzienrats über die Summe von anderthalb Millionen.

Als ihm die Feder zur Unterzeichnung des Kontrakts gereicht wurde, raffte er sich aus seiner brütenden Schwermut auf und warf seinen Namen mit hastigen Zügen aufs Papier. Dann sprang er vom Sitz empor, von Unrast und Unruhe gejagt, verneigte sich hastig und ging durch den überschwemmten Hausflur ins Freie hinaus, in das Lenzgetriebe der Straßen.

„Hören Sie," sagte der Justizrat, als die Tür sich hinter dem Freiherrn schloß, „es ist wirklich die höchste Zeit, daß der Mann zur Erholung kommt. Er ist ja ganz kaput von seinen häuslichen Sorgen."

„Na, was heißt Erholung!" sagte der Kommerzienrat, die Achseln zuckend. „Wenn er in den Zug einsteigt, steigen die Nerven mit ein. Und wenn er Neigung hat, sich zu ärgern, dann kann er das hier ebensogut wie anderwärts haben — und spart sein Geld dazu."

— — — — — — — — — — — — —

Digitized by Google

Klüvers Eintritt in sein Haus rief ihm die ganze Seelenqual zurück, denn in tiefer Trauer trat ihm Christa entgegen, einen Kranz weißer Rosen für das entschlafene Kind in der Hand.

Wie sie ihn sah, erbebte ihr Herz vor Angst. Aber ihr Mitleid war stärker. Sie eilte auf ihn zu und griff nach seiner Hand. „Heinrich Anton, Gott hat es selbst gefügt. — Willst du es nicht einmal sehen? Es liegt so friedlich."

Der süße Duft der Rosen beklemmte ihn wie ein Betäubungsmittel. Er fühlte es, seine Nerven waren bis auf den Grund zerstört — und dennoch zuckte der Groll über die Nötigung zu einem Aufenthalt in der Heilanstalt wie eine Flamme in ihm auf. Daneben brannte auch der Wunsch in ihm, zu wissen, was Christa in der Nacht gesehen und wie sie ihn gesehen. Doch seine Scheu, danach zu fragen, war stärker.

Die weißen Rosen widerten ihn an. Er entzog ihr seine Hand. „Wirf das Zeug fort! Ich kann dieses Kirchhofgewächs nicht leiden. — Du bist doch damit zufrieden, daß ich verreise?"

„Wenn es zu deiner Genesung dient, gewiß," sagte sie, ihre Augen vor seinem starren Blick senkend.

„Wer sagt dir, daß ich krank bin?" fragte er finster.

„Stettenborn. Nicht erst jetzt." Schon der Name, wie sie ihn laut aussprach, senkte ihr Ruhe ins Herz.

„Ihm glaubst du! Und weißt du auch, weshalb er mich forthaben will?"

Der Abgründe sind viele in der Menschenbrust — und der tiefen und allertiefsten mannigfaltige. Des Freiherrn Unterbewußtsein, erweckt und aufgestachelt durch Stettenborns ausgesprochene Befürchtung, erfüllte die Vorstellung, auch in dieses zarte Frauenbild des tödliche Gift einzuflößen. Es war nur ein Augen-

Digitized by Google

blick, der nächste Atemzug schon riß ihn aus diesem Abgrund empor. Aber etwas davon blieb in ihm hangen: die Furcht vor sich selber. Ihm schwindelte vor den Augen.

„Soll die kleine Leiche nach dem Erbbegräbnis geschafft werden?“ fragte Christa, ahnungslos, was in seinem Herzen vorging.

„Nein. Ich habe damit nichts mehr zu schaffen. Die dort schlafen, mögen weiterschlafen.“

Sie verstand ihn nicht. „Mir ist es auch lieber, ich behalte das Grab hier in der Nähe,“ sagte sie leise.

„Vollrad würde den Bratofen wieder heizen lassen,“ sagte er mit unaussprechlicher Verachtung und ging in sein Zimmer.

Furcht, ja Furcht vor sich selber, das war es, was ihm kalt ans Herz griff. Wie weit würde es noch mit ihm kommen? Es trat ihm in Erinnerung, daß vor geraumer Zeit ein Morphiumsüchtiger, der ein Verbrechen beging, mit Gewalt in eine Irrenanstalt gebracht worden war und elend darin starb. Es fiel ihm auch eine Schrift ein über die Gepflogenheiten einer Entziehungsanstalt, die er damals gleichgültig und ohne Interesse gelesen. Jetzt standen alle diese Schreckbilder plötzlich lebendig und greifbar vor ihm: die Qual des vergeblichen Ringens nach dem entzogenen Gift, das ausbrechende Delirium, der Zusammenbruch —

Das alles sollte er ertragen, mußte er ertragen, denn sich selbst und seinem physischen und seelischen Elend konnte er nicht aus dem Wege gehen.

Er mußte daher einer zwiefachen Gewalt unterliegen: einer äußerlichen und einer innerlichen. Und diese letztere wurde die stärkere.

Ein lähmender Drang nach Ruhe und Rettung

Digitized by Google

aus dieser Doppelqual kam über ihn, ein unabweisbares Sehnen zum Sterben.

Der Freiherr füllte die Spritze noch einmal mit unverdünnter Tinktur.

Schlaf — Schlaf — — Ruhe — Ruhe!

Er konnte nichts anderes mehr denken. Sein ganzes Sein erschlaffte und erstarb in diesem bedürfnisvollen Sehnen.

Die Spitze senkte sich tief in sein Fleisch. Er spürte es nicht. Ausgestreckt auf seinem Lager ruhte er, die Augen wie im Schlaf geschlossen.

Ein erleichtertes Atmen verwischte den herben Leidenszug im Antlitz des unbewußt und kampflos aus dem Leben Gehenden.

Siebzehntes Kapitel.

Die ganze Nacht war der Regen geflossen. Das zerflatterte Abendrot hatte Sturm verkündet. Von Westen her war er mit langen Vorstößen herangeflogen. Nicht schnell und pfeifend, dumpf und breitausladend trieb er die Wolkenmassen aus ihrer schwerfälligen Sonnenuntergangsruhe empor und wie im Versteckspiel über das Firmament, bis hinter ihren grauen Leibern das letzte Sternbild tief in Unsichtbarkeit versank.

Nicht prasselnd schlug das Naß nieder, eindringlich und stetig triefte es vom Dach zur Erde und gegen die Fensterscheiben, hinter denen Frau v. Kalau sehr melancholische Betrachtungen über die Wertlosigkeit des Lebens anstellte.

„Da liegen sie nun alle beide und rühren kein Glied mehr," sagte sie, ihren Trauerschleier für die Begräbnisfeier aufplättend. „Und wir können uns bei dem Hundewetter nasse Füße holen. Bei allem

Digitized by Google

Mitleid nieſt man ſich nicht gern halbtot. Wenn dein ſeliger Vater den Schnupfen bekam, war es jedesmal, als wenn eine Kanone losging. Er knallte mich damit aus dem tiefſten Schlafe. — Nun nieſt er nicht mehr," ſchloß ſie wehmütig, das heiße Eiſen probeweiſe mit dem naſſen Finger antippend.

Durch Bärbels ſchöne Hände glitt das ſchwarze Band, das ſie um ihren Hut zu legen gedachte, mechaniſch hin und her. Die leuchtenden Farben ihres Geſichts, dieſes unvergleichliche Email der Haut, waren merklich verblaßt, und unter den geſenkten Wimpern malten ſich Schatten des Leides.

„Sie iſt nun Witwe," ſagte ſie, die Lippen zuſammenpreſſend.

„Sie wird ſich ſchon noch umſehen nach dem guten Klüver," verſicherte die Majorin mit prophetiſchem Kopfneigen.

„Frei iſt ſie — ganz frei," murmelte Bärbel. „Kann tun, was ſie will. Und ich? Und ich? Wie lange mag es dauern —"

„So ſchnell beißt keiner auf Witwen an," ſagte Frau v. Kalau, ihr Werk betrachtend.

„Das Kind iſt ja auch tot —"

„Solch ein Kind wäre gleichgültig. Aber Witwe iſt Witwe. Und wenn die Männer einmal wollen, dann halten ſie ſich lieber an etwas Unverheiratetes. Auch mir," fuhr ſie mit ſchamhafter Wohlgefälligkeit fort, „ſind Verehrungen entgegengetragen worden, aber ich würde nie meine Hand zum zweiten Male vergeben haben. — Wenn wir nur nicht in dieſen Regen hinaus müßten, Bärbel!"

Was fragte die nach dem Regen, der in langen Rinnen am Fenſterglas niederfloß. Arnolfs Verhältnis zu ihr und ihr Verhältnis zu Arnolf lag täglich

Digitized by Google

schwerer, nachts zuweilen wie ein Alpdruck auf ihrer Seele.

Seine Liebe, diese Liebe, die ihr so lästig den Weg verlegte, war erloschen. Er hatte es gesagt und die Folge daraus gezogen, eine Scheinehe mit ihr, gleich ihrer Scheinverlobung, nicht eingehen zu wollen.

Und was für einen anderen in ihr erglüht war, was sie zu diesem anderen hinzog in heißer, erster Jugendleidenschaft, das war wohl noch eine stärkere Scheidewand als erloschenes Lieben.

Oft, wenn sie Stettenborns Stimme hörte, ging ihr ein wehes Glück durch die Seele, und wie bitterer Hohn durchklang es dieses Glück, daß gerade er der erste und einzige war, der an ihrer Schönheit ungerührt und ungeblendet vorüberging.

Ach, ihr Herz, ihr gesunder Jugendsinn, ihre hochpulsierende Lebenskraft sehnten sich aus dieser erdrückenden Nichtigkeit heraus, in der ihre Mutter sich so wohl befand.

„Nun sag mal, Bärbel" — Frau v. Kalau stand, Trauerhut und Bügeleisen in den Händen, vor ihr und sah ihr in die gedankenverlorenen Augen — „willst du nicht heute einmal an Arnolf schreiben? Das ist doch eine Sache! Der alte Mertens hängt bloß noch in den Gräten, er klappert förmlich mit seinem Gebein."

„Was soll ich ihm sagen?" fragte Barbara kurz.

„Was eine Braut ihrem Bräutigam zu sagen verpflichtet ist," versetzte Frau v. Kalau mit großer Würde, „daß du dich auf die Hochzeit freust. Stelle dir bloß vor, Arnolf schnappte ab! Was dann? Wo nimmst du den zweiten her, der Geld hat? Und dann das Geschwätz über die sitzengebliebene Braut! Bei deiner Schönheit, deinem alten Adel, deiner hoch-

Digitized by Google

geehrten Mutter! Nimm es doch so leicht, wie du sonst alles leicht genommen hast. Heiraten ist doch keine mörderische Sache. Bist du erst einmal seine Frau —"

„Ich bitte dich — höre auf!"

„Höre auf! Höre auf!" sagte die Majorin, sich erhitzend. „Bis der Kladderadatsch da ist! Ich wittere ihn schon. Natürlich habe ich's dem alten Mertens neulich gesteckt, daß Arnolf ein geradezu rührender Briefschreiber ist. Bärbel, sei verständig! Halte ihn dir warm!"

„Nein!" rief Barbara aufspringend, und ein Strahl ihrer alten Willenskraft blitzte in ihren Augen auf. „Ich will einen Strich durch den ganzen Unfug machen. Ich will so nicht weiterleben. Glaube es mir, ich gehe daran noch zugrunde! Du hast mir den Strick so um den Hals gelegt mit deiner Angst um den reichen Mann, daß ich ihn zerreißen oder ersticken muß."

Frau v. Kalau legte Hut und Bügeleisen auf den Tisch, um die Hände zusammenschlagen zu können. „Bärbel —!"

„Du hast mir den Boden unter den Füßen weggezogen. Ich schwebe in der Luft," rief Bärbel mit zuckenden Wimpern. „Ich weiß nicht mehr, was ich will oder nicht will, was ich tun oder nicht tun soll. Ich bin der Narr und die wandelnde Lüge für alle, die mich kennen. Und ich hasse die Lüge! Denn sie ist Feigheit. Und Feigesein ist eine lächerliche Gemeinheit. Das Glück, nach dem ich mich sehne" — sie streckte ihre Arme aus, als erfaßte sie es und zöge es zu sich nieder — „das kennst du nicht — das hast du selbst nie erfahren. Darum erscheint es dir so nichtig. Aber ich träume davon bei Tag und bei Nacht, bis ich nicht mehr weiß, was Wahrheit und was nicht Wahr-

Digitized by Google

heit ist. Du wirfst mich Arnolf direkt an den Hals. Der Mann will mich gar nicht. Einmal wollte er, aber das ist vorbei. Ja, ja, ja — durch meine Schuld! Aber ich ersehne es gar nicht anders. Lieber Flickmamsell werden, als in die Ehe gehen wie in einen Keller, in dem nicht Wärme, nicht Sonne ist — nichts, nichts als Gemeinsamkeit der Reue und Vereinsamung."

Sie war so schön in diesem Überfließen ihrer gefährdeten Seele, daß Frau v. Kalau sich in Bewunderung auflöste. „Lies die Geschichte schöner Frauen, Bärbel! Sie legten sich jedes männliche Wesen glatt zu Füßen. Wenn du erst Arnolf einmal so hingeschmolzen siehst, sehen wirst, so wie dein seliger Vater zu meinen Füßen lag —"

„Ich will keinen Schmachtlappen! Ich will den Mann, dem ich angehöre, nicht zu meinen Füßen liegen sehen; ich will die Arme zu ihm erheben und seine Lippen damit zu meinen Lippen herabziehen!"

„Ach, Bärbel, die ersten Krähenfüße an den Augen kommen so schnell! Nachher ist's Essig mit solchen Kußidealen. Glaube es nur, die Männer haben das bald heraus! Ach, und Frauenschönheit bleibt den Männern so schnell in der Hand!"

Barbara erzitterte unter diesen wehleidigen Worten vom Haupt bis zu den Fußspitzen. „Du machst mich irre, du machst mich ganz toll mit deinen Altersmahnungen. So will ich nicht alt werden — dann hat die Geschichte ein Ende. Dann hast du deinen Willen, und ich habe den meinen."

Frau v. Kalaus Augen tropften heftig. „Eben plätte ich einen Trauerschleier — da sagst du mir so etwas," schluchzte sie in ihr Taschentuch. „Zwei Tote liegen in der Klüverschen Villa — da sprichst du solch gräßliches Zeug. Wo ich doch alles tue und

Digitized by Google

getan habe, dich aufs trockene zu setzen, damit du dich nicht durchs Leben zu winden brauchst. Ich habe doch wenigstens meine Witwenpension — du hast nichts, gar nichts, gar gar nichts."

Ein weicher Hauch glitt über Bärbels Antlitz. Sie umarmte die Weinende. „Hast recht, Muttchen — ich habe nichts. Nur sprich nicht von den Männern, die sich der Schönheit zu Füßen legen — es ist nicht wahr. Wollen es nun sein lassen. Quäle mich nicht mehr. Es kommt vielleicht noch anders, ganz anders."

„Das hoffe ich auch stark," sagte die Majorin, ihre Wangen trocknend. „Und sieh, der Regen hat aufgehört. Mit Gummischuhen kommen wir durch." —

Der Wind hatte sich mehr nach Osten gedreht. Er trieb das Wolkengeschwader aus seiner Richtung heraus und nach und nach gänzlich über die Stadt hinweg. Bäume und Sträucher entledigten sich ihrer Tropfenlast und schütteten kleine Sprühregen über die schwarzgekleideten Scharen, deren Ziel die Klüversche Villa war.

Über den gelben Kiesweg des Vorgartens, zwischen dem bunten Flor der ersten Frühlingsblumen hindurch, wurde der Eichensarg mit seinem festgenagelten Deckelschmuck getragen und hinter ihm her der kleine, weiße Sarg, mit einem Rosenkreuz geschmückt.

Durch die dichte Menge, deren gaffende Neugier dem Freiherrn allezeit ein Greuel gewesen, trugen sie ihn zum Leichenwagen, indes der kleine, weiße Sarg auf blumenbedeckter Bahre Schritt für Schritt nachfolgte.

Unter dem schwarzen Strom der Leidtragenden, die sich beeilten, einen Platz in den bereitstehenden Wagen zu erlangen, befanden sich die Damen Kalau, Breunicke und Klippers.

Digitized by Google

Sie hatten alle droben Rührungstränen geweint, aber dabei nicht versäumt, die Gestalt der jungen Witwe, ihre Haltung, Trauerkleidung und Schmerzensäußerungen genau zu beobachten, und während der langsamen Fahrt zum Friedhof Gelegenheit gefunden, ihre Meinungen darüber auszutauschen.

„Es lag doch ein gewisses Raffinement in diesem enganliegenden Schleppkleid," sagte die herzliebe Emilie, ihre schmalen Lippen bedeutsam zusammenkneifend. „Eine solche Taille bei solcher Gelegenheit wäre nun eben nicht nötig gewesen. Da geht man eben auch einmal ohne Modekorsett."

„Na ja, sie hat geweint," bemerkte Frau Breunicke, deren Tochter mit Bärbel zu Fuß folgte.

„Was denn?" sagte Fräulein Klothilde. „Geweint! Wieviel denn? Mann und Kind! Oh, ich wäre zerflossen!"

„Wie ich beim Begräbnis meines seligen Mannes," flüsterte die Majorin.

„Ja, das war noch etwas fürs Herz," bekräftigte Fräulein Melanie. „Da sah man, wo es herkam. Aber hier! Ein Tröpfchen — und noch ein Tröpfchen auf der schönen, blassen Wange."

„Tränen machen Flecke und Nasenröte," sagte die Herzliebe lächelnd. „Was denkst du? Ich hörte, wie der Landrat dem Kreisarzt zuflüsterte: ‚Die reine Niobe!' — Da kann man keine Flecke gebrauchen. Wenn es wahr ist, daß der arme Klüver in Geistesunfreiheit ein Ende nahm — na, dann kann sich die liebe, eitle Baronin etwas hinter die Ohren schreiben. Ich hätte mich sofort erschossen."

„Sie Liebe, Sie Gute!" sagte Frau Breunicke gerührt.

„Es wäre auch schicklicher gewesen, sie wäre mit

Digitized by Google

zum Friedhof gefahren," fiel die Majorin ein. „Es wäre mir damals ein entsetzlicher Gedanke gewesen, meinen seligen Mann so allein hinausfahren zu lassen."

„Ja, Sie!" sagte die Herzliebe. „Da steckt noch was drin! — Ich sah es ja deutlich, wie Stettenborn sie bei der Hand nahm und direkt zurückhielt. Na, das muß ich sagen: Wenn man sich nicht zurückhalten lassen will, dann läßt man sich nicht zurückhalten. Ich wenigstens hätte mich wie eine Löwin gewehrt."

„Du Engel!" flüsterte Fräulein Klothilde, ihr den Handschuh streichelnd.

— — — — — — — — — — — — — —

Nun war es droben still nach der lautlosen Regsamkeit, ganz still. Der Blumenduft lag noch in allen Zimmern und über ihm und mit ihm die herzbeklemmende Einsamkeit des Verlassenseins.

Niemand im Hause als sie, Christa, deren Kräfte in diesen Tagen mehrfach versagten. Bei der Trauerfeier war sie dem Umsinken wieder nahe gewesen — und der Aufbruch der Versammlung, das dumpfschallende Geräusch ringsumher, schlich mehr als Traum denn als Wirklichkeit über sie hin.

Da war es ihr, nun sie schwindelnd aufstand, wie ein Geschenk der Vorsehung gewesen, als Stettenborns Hand die ihre mahnend umschloß. „Sie bleiben hier. Wenn Sie Gewicht auf meine Bitte und auf meinen Rat legen, so bleiben Sie zurück. Sie bedürfen jetzt der Schonung mehr, als Sie selbst es fühlen. Gönnen Sie mir die Genugtuung, Sie vor weiterem Schaden zu bewahren."

Sie schlug die Augen nicht zu ihm auf, diese müdegeweinten Augen, denen der Schlaf ferngeblieben, als sie leise sagte: „Ich bleibe. Ich fürchte es auch, ich kann nicht mehr."

Digitized by Google

Und so stand sie am Fenster und sah vorüberziehen und verschwinden, was der Inhalt acht freudloser Jahre gewesen war — und es war ihr, als zöge ihre Seele mit hinaus und davon in ewige, ungeahnte Fernen.

Die schwarze Flor- und Tuchbekleidung der Wände, der Katafalk, auf dem sie beide, Vater und Kind, einander unbekannt und ungeliebt, friedlich nebeneinander gestanden, der ganze zurückgebliebene Apparat des Todes umfaßte ihr Herz wie mit eisernen Klammern.

Sie ging hinaus aus dem düsteren Raum — über abgefallene Blüten und Blätter raschelte ihr Trauerkleid, als wären es erstickte Seufzer, die ihr nachfolgten — in den vielbewunderten lichtblauen Salon, wo das knospenschwellende Buschwerk des Gartens zu ihr hereinschaute.

Dort stand sie still an den Scheiben und drückte die heiße Stirn dagegen in unbegrenzter Angst vor der Zukunft. Und wie ihr banger Blick über die verschlungenen Wege glitt, gedachte sie des Grauens jenes Abends, als hinter dem Mondlicht ein schwarzer Schatten von Busch zu Busch, von Baum zu Baum heranzuschleichen schien. Oh, er war ins Haus geschlichen, bis hinein — von Gemach zu Gemach — Und sie war allein.

Hinter ihr fiel eine Tür zu. Christas überreizte Nerven zuckten zusammen. Jeder Laut tat ihrem Ohre weh nach der brütenden Stille der letzten Tage.

Vollrad v. Klüver stand an der Schwelle mit entfärbtem Gesicht, aus dem die dunklen Augen mit grellem Glanz hervorzuquellen schienen. Durch seine kräftige Gestalt ging ein Beben der Entrüstung, davon Lippen und Hände in zuckender Bewegung verblieben, als sprächen sie eine Sprache für sich allein.

„Ist das wirklich wahr mit dem Kommerzienrat?“

Digitized by Google

stieß er heiser hervor. „Und haben Sie gedacht, daß ich hinter dieses Mannes Leiche hergehen sollte, als Sie mir die Anzeige seines Todes schickten."

„So hätten Sie fernbleiben sollen," sagte sie leise.

„Aber Sie wußten es doch?" fragte er näherschreitend. „Sie wußten es vor seinem Ende?"

„Nein," sagte sie, ihre Hände ineinander drückend. „Kurz nach seinem Tode erst."

„Und da schreiben Sie mir, teilen mir Tag und Stunde mit! Nun, ich bin hier zu dieser Stunde. Ich bin gekommen, um allen hiesigen Kaffern zu zeigen, daß ich, Vollrad Klüver, mir keinen Stiefel naß mache, um diesem Namenschänder die Ehre meiner Begleitung zu geben. Weder ich noch meine Söhne."

„Lassen Sie den Toten ruhen," sagte Christa mit mühsam behaupteter Würde.

„Verkauft!" stieß er rauh hervor. „An eine Krämerseele verkauft er seinen altererbten Besitz! Lieber einem Fremden halb verschenken, als seinen angestammten Blutsverwandten hinterlassen! Verschleudert hat er die Güter! Um ein Butterbrot verschleudert! Wissen Sie das? Wissen Sie, was der Besitz wert ist? Dreimal soviel! Und der alte Geldsack reibt sich die Hände und lacht uns aus. Sie auch. Wann ist die Eröffnung des Testaments? Hat er überhaupt ein Testament gemacht? Haben Sie es gefunden?"

„Es ist kein Testament vorhanden."

„Nicht?" fuhr er auf. „Dann also — die Million und was er sonst besaß an Barvermögen, ist Ihr Eigentum! Sie werden besser wissen als er, was man Verwandten schuldig ist. Ich versehe mich zu Ihrer Einsicht, daß der Tote an mir und meinen Söhnen geradezu niederträchtig gehandelt hat, nicht allein im Geldpunkt, was an sich schon ein Verbrechen an der

Digitized by Google

Standesehre war, sondern in dem kindischen Haß gegen alles, was seiner verknöcherten Voreingenommenheit über die Hutschnur ging. Ich werde bei Ihnen nicht vergeblich an das Anstandsgefühl zu appellieren brauchen."

Sie hätte vor dem leidenschaftlichen Zorn dieses Mannes fliehen mögen und mußte ihm doch standhalten. „Der Justizrat Breunicke hat mir gesagt —"

„Was hat er gesagt?" fragte er ungeduldig. „Es ist doch selbstverständlich, daß ich als nächster Verwandter um Ihre Vermögensumstände Bescheid weiß, damit ich Ihnen bei Anlage der Gelder an die Hand gehen kann. Sie haben meinen Söhnen Sympathie abgewonnen wie mir. Wir begrüßen Sie mit vollkommenster Hochachtung."

Er hielt ihr die Hand entgegen, in die sie kaum ihre Fingerspitzen zu legen wagte. Aber auch diese Berührung würde sie vermieden haben, hätte sie Vollrads Plan erraten können, sie mit seinem Sohne Justus zu vermählen.

„Sie irren sich, Vetter Vollrad," sagte sie mit unsicherer Stimme. „Heinrich Anton hat anders verfügt. Er hat sein Vermögen verschenkt — bei Lebzeiten."

Der Freiherr wich zurück, als hätte er einen Schlag vor den Kopf bekommen. „Verschenkt?" Das Wort kam unverständlich über seine Lippen. „An wen?"

„An die Universität Heidelberg, wo er studierte."

„Da soll doch ein Himmeldonn—" Weiter konnte er nicht sprechen vor Zorn und Schreck. Es lag ihm wie ein Knäuel im Halse. Braunrot wurde er davon im Gesicht, und die Stirnadern schwollen hoch an.

„Fluchen Sie nicht," sagte Christa, ihre letzte Kraft zusammennehmend. „Ich bekomme ein Legat ausbezahlt, weiter nichts."

Digitized by Google

Er mußte auflachen, damit er Luft bekam. „Famos! Ein diabolischer Streich! In seiner Verrücktheit ein ganz gescheiter Kerl, dieser Heinrich Anton. — Und wie hoch ist das Legat, wenn man fragen darf?“

„Justizrat Breunicke sprach von zehntausend Mark jährlich.“

„Davon gehen die zweitausendvierhundert Mark ab, die Sie meinem Sohne Lothar versprochen haben,“ fiel er lebhaft ein. „Bleiben für Sie siebentausendsechshundert Mark — na, damit werden Sie nicht zu hungern brauchen. Und diese Villa hier? Wie steht's mit der? Hat er die nicht auch verschenkt? Vielleicht an das hiesige Krankenhaus?“ fragte er mit bitterem Hohn.

„Breunicke sagt, die Villa sei mein Eigentum.“

Wie sie es unsicher hervorbrachte, ging die Tür auf, und Stettenborn trat ein.

Die Sorge um sie hatte ihn vom Friedhof zurückgetrieben.

Bei seinem Anblick nahm die Luft vor ihren Augen eine wogende Bewegung an, Nebelmassen kamen auf sie zugeflossen und zogen sie mit rauschender Kraft in ihr Dunkel hinein. Sie hörte Stimmen, laute, scharfe Stimmen, unverstanden gegeneinander klingen, eine Tür krachend zuschlagen — dann nichts mehr. Sie sank und sank in die Tiefe — —

In die Lautlosigkeit ihres erloschenen Bewußtseins wehten gleich Windraunen Worte an ihr Ohr, und durch den Druck, der auf ihren Lidern lastete, stahl sich ein glimmendes Dämmern. Und dann ein wärmender Anhauch, der über ihre Stirn glitt, über ihr Haar. Stettenborns Hand war es, die sie ins Bewußtsein zurückrief.

„Frau Baronin — Christa —“

Digitized by Google

„Ja," sagte sie, die Augen wie aus dem Schlaf erwachend aufschlagend und befremdet um sich blickend, „ich komme."

Er stand neben dem Diwan und hielt ihre Rechte umfaßt. „Zu sich sollen Sie kommen," sagte er, noch einmal Stirn und Schläfen mit Kölnischwasser befeuchtend.

Sie hatte alles vergessen und richtete sich erstaunt auf, ein verträumtes Lächeln um die Lippen. Da fiel ihr Blick auf das schwarze Kleid, und die ganze Schwere des Geschehenen schlug von neuem über ihr zusammen. Mit einem Schrei sprang sie empor.

„Meine Bitte, sich zusammenzunehmen, gilt Ihnen wohl nichts?" sagte Stettenborn mit sanftem Vorwurf. „Meine Sorge um Ihr Wohl?"

Tränen flossen über ihre Wangen, sie konnte nicht anders. „Ich bin so allein —"

Er nahm ihre beiden Hände in die seinen und sah ihr fest ins Auge. „Waren Sie das nicht immer? Waren Sie es zuvor nicht mehr als jetzt, wo Sie ungehindert und ohne Zwang Gedankenwege gehen können, die Ihnen zuvor verschlossen waren? Gedankenwege, die Sie aus dem Tiefstand Ihrer Lebensfreude aufwärts führen zur Freiheit der Empfindungen, zur Klärung unveräußerlicher Werte, zum Glauben an sich selbst? Nicht mit fruchtlosen Rückblicken und leidvollem Sichbetrauern, sondern mit der vorsätzlichen Selbstüberwindung, Herr und Meister Ihres Schicksals zu bleiben und es als ein solcher zu tragen, aber nicht wie ein Leibeigener sich wund daran zu schleppen."

Sie hatte unter seinen Worten immer tiefer das Haupt geneigt. Ihr guter Wille erwachte. Aber war es nicht nur seine Nähe, die diese Blüte in ihr emporschießen ließ?

Digitized by Google

„Anders ist Ihnen nicht zu helfen," sagte er, ihre Finger sanft an seine Lippen ziehend.

„Ich werde immer an Sie denken, dann wird es gehen —"

Wie sie es sagte, erschrak sie, und Verlegenheitsröte glitt über ihr Antlitz.

„Rufen Sie mich im Geiste an, wenn Sie sich schwach werden fühlen," sagte er zurücktretend und sich verbeugend.

Er kannte den Kleinstadtklatsch und wußte, daß er sprungbereit war, über diese schöne, junge Frau herzufallen. Sie davor zu schützen, soweit es in seiner Macht stand, war sein innigstes Bemühen.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Der Sonnenschirm in alter Zeit.

Von Ola Alsen.

Mit 6 Bildern. (Nachdruck verboten.)

Der Sonnenschirm, den die Mode mit den sonderbarsten Einfällen auszustatten liebt, hat eine uralte Tradition. Wenn man heute gar zu gern mißbilligend über den Luxus urteilt, den die Damen in ihren Toiletten und dem dazu gehörenden Drumunddran entfalten, so belehren uns geschichtliche Aufzeichnungen, daß im wechselvollen Spiel der Trachten und Moden Aufwand und Sucht nach Eigenart sich nur in verhältnismäßig geringem Grade abstufen.

Zuerst hört man bei den Griechinnen von dem Sonnenschirm. Zwei Jahrhunderte vor Christus spielte er bei ihnen, besonders bei den vornehmen Athenerinnen, eine große Rolle. Sie bedienten sich seiner bei den geheiligten Festen und im Privatleben, und auf vielen Vasenbildern findet man seine Abbildung.

Später scheint man den Reiz, der den Sonnenschirmen innewohnt, nicht nach Gebühr geschätzt zu haben, und auf vielen Bildern sieht man statt ihrer den Fächer in mancherlei Gestalt. Besonders zu Ende des 16. Jahrhunderts gehört letzterer zu der notwendigen Ergänzung des eleganten Frauenanzuges. Man benützte ihn hauptsächlich in drei Formen, von der die eine einen Stiel darstellt, dessen Knauf ringsum von

Digitized by Google

Franzöſiſche Dame um 1675.
Nach einem Stich von Bonnart.

Federn umgeben wird. Eine andere beliebte Form war die des Fähnleins, die dritte der Faltfächer, der heute noch gebraucht wird.

Allmählich begann aber der Sonnenſchirm den Fächer wieder zu verdrängen. Recht intereſſant iſt der Stich von Bonnart aus dem Jahre 1675. Zu dieſer

Digitized by Google

Zeit war die Friſur noch ſchlicht und einfach, die Schuhe hingegen ſtanden auf hohen, roten Stöckelabſätzen, die den Gang ſo unſicher machten, daß die meiſten Damen

Tragſchirm zur Rokokozeit.
Nach einem Gemälde von Lancret.

nach einem Spazierſtocke greifen mußten. Der Schnitt des Kleides war einfach und gefällig, und nur die ſteife Taille deutet auf eine panzergleiche Korſettierung.

Das flache Dach des Sonnenſchirmes umſäumen

Digitized by Google

zierliche Seidenfransen, während die Krönung aus einer feingeschnittenen, mit einer kleinen Kuppel versehenen Elfenbeinplatte besteht. Der ganze Griff des Schirmes ist aus Elfenbein geschnitten, dessen Abschluß genau mit der Spitze harmoniert. Auch die Mitte des Stabes schmücken kugelförmige Schnitzereien.

Im 18. Jahrhundert gewann der Sonnenschirm, wie alles, was sich um die Frau gruppiert und zu ihrer Toilette gehört, immer größere Bedeutung. In der berühmten Antiquitätensammlung des Barons Rothschild in Frankfurt befindet sich ein Sonnenschirm der Marquise v. Pompadour aus blauer Seide mit chinesischen Miniaturbildern geschmückt und mit Volants und Spitzen umrandet.

Die Form wechselt beständig, ebenso wie die Bezüge, die man gern aus schottischer Seide oder geblümter Cretonne herstellte, die die Marquise v. Pompadour so ungeheuer liebte, daß sie dieselbe für alle Möbel eines ihrer Lustschlößchen wählte, trotzdem der König die Einführung dieses Fabrikates streng untersagt hatte.

Die Schirmgriffe gehörten zu den beliebtesten Geschenken und waren Bijous auserlesenster Art. Sèvres und das berühmte Porcelaine de la reine schienen nicht zu kostbar und rivalisierten mit phantastischen Griffen aus Gold, die man reich mit Juwelen schmückte.

In den Hochzeitskörben bemerkte man stets zwischen den üblichen Sonnenschirmen, deren es mindestens ein Dutzend oder noch mehr gab, einen ganz und gar aus duftigen Spitzen gefertigt, durch die rosenfarbige Gaze schimmerte. Um den geschlossenen Schirm legte man eine goldene, mit Diamanten besetzte Kette.

Aus dieser Zeit stammt das Gemälde von Lancret, einem der feinsten Maler des Rokokos. Mit der graziösen Kunst dieser Epoche, die nur Sinn und Verständnis

Digitized by Google

Eine „Merveilleuſe“ mit Sonnenſchirm.

für zarte und diskrete Wirkungen hatte, ſchuf er ſeine Werke. Das Bild zeigt einen Mönch, der einen jungen

Digitized by Google

Mann vor zwei Schönen warnt. Die beiden Frauen, in der verführerisch-reizvollen Tracht des Rokokos, in helle, zartfarbene Seidenkleider gehüllt, werden von einem Sonnenschirm beschattet, den ein Mohrenknabe über ihre Köpfe hält.

Daß einem Mohrenknaben diese Arbeit obliegt, bedeutet keine Seltenheit, denn auch das bekannte Porträt der Ducheſſe de Bedfort aus dem Jahre 1730 zeigt ſie, von einem kleinen Negerknaben gefolgt, der den Sonnenſchirm über ihr Haupt hält.

Damals galt der Sonnenſchirm ſchon als ein beliebter Gegenſtand der Koketterie, und man wußte ihm die verſchiedenſten Lichtwirkungen auf den Teint zu entlocken. In langen Briefen vertraute man ſich gegenſeitig an, daß Lila farblos und grau mache, während Roſa und Rot dem Geſichte ein jugendliches Ausſehen verleihe.

Charles Blanc ſchreibt in einem Kapitel über den Sonnenſchirm: „Glauben Sie, daß die Frauen den Sonnenſchirm benützen, um ihren Teint vor den Einwirkungen der Sonne zu ſchützen? Nun, vielleicht auch aus dieſem Grunde. Die Hauptſache jedoch iſt ihr Wunſch, der Sonnenſchirm möge einen intereſſanten Schatten werfen.“

Man wählte die Sonnenſchirme mit feinen Unterſchieden. So war der der vornehmen Ariſtokratie verſchieden von der der Bürgerin, der wieder ein anderes Ausſehen als der der kleinen Arbeiterin aufwies. Es gab Sonnenſchirme für die Stadt, das Land, den Garten und ſolche für die Kaleſche oder auf dem Pferde zu tragen.

Lange vor dem Ausbruch der Revolution trugen in Lyon Männer und Frauen kleine roſa und weiße, mit Blonden garnierte Sonnenſchirme. Bei Beginn der

Digitized by Google

Pariſerin um 1813.

Digitized by Google

Revolution waren sie so populär, daß die berühmten Fischweiber ihre roten Sonnenschirme bei den Straßenrevolten als Kampfwaffen benützten.

David und den Republikanern war es nicht gelungen, für das Kostüm geeignete Vorbilder in der Antike zu finden. Die tonangebenden Modedamen des Direktoriums, von denen vor allen Madame Tallien genannt werden muß, sahen jedoch das Ideal der Kleidung unbedingt in griechischen Vorbildern. Diese Mode entstand wahrscheinlich durch die nach antiker Art weiß gekleideten Frauen und Mädchen, die bei den zahlreichen Festen der Republik eine so große Rolle gespielt hatten.

Zur Zeit des Direktoriums tauchten auch die seltsamen Gestalten der „Incroyables" auf, die in ihrer weiblichen Übertragung die „Merveilleusen" genannt wurden. Das Charakteristikum ihres Kleides ist die Ablehnung aller Dinge, die die natürliche Linie verwischen oder die Gestalt einzuzwängen suchen. Das Kleid wird hoch unter der Brust abgebunden, und zwar meist in äußerst origineller Art, wie es die Abbildung auf S. 93 zeigt. Auf dem Rocke liegen Zacken, aus denen auch der kurze Ärmel gearbeitet ist. Den Hals umschließen Rüschen. Die vorschriftsmäßige wilde und ungebändigte Frisur wird von einem Hut mit einem großen, vorspringenden Schirmdach bedeckt. Bindebänder halten ihn auf dem Kopfe fest, und Volants hängen hinten herab.

Höchst originell ist der Sonnenschirm, der diese Tracht ergänzt. Das winzige Dach aus Perkal, mit einer unscheinbaren kleinen Franse abgegrenzt, durchsticht ein lang herausragender, spitzer Stab, während der sich anschließende Griff keinerlei Anspruch auf Eleganz machen kann oder will.

Digitized by Google

Pariserin mit Schal und Sonnenknicker (1815).

Diese glatten Gewänder, unter denen man selbst dem Hemde keine Daseinsberechtigung einräumen zu können glaubte, hatten die Begeisterung für den Schal

Digitized by Google

zur Folge. Er konnte nicht kostbar genug sein, hüllte aber den ungemiederten Körper vorteilhaft ein. Es gab keine Frau, selbst nicht in niederen Ständen, die nicht mehrere Schale verschiedenster Art besessen hätte. In den vornehmen Kreisen übte man die Kunst des Schaltragens mit besonderer Hingabe, und in Paris zeichnete sich Madame Gardel durch diese spezielle Technik so sehr aus, daß man bei ihr Unterricht nahm. Man ging auf Sandalen, also absatzlos, und da der Spazierstock ganz und gar nicht dem Stil des Kleides entsprach, begann wieder eine neue Glanzzeit des Sonnenschirmes.

Er kehrt nun auf fast allen Modekupfern wieder und zeigt seine Variationsfähigkeit. Er ist flach wie die chinesischen Schirmdächer oder besitzt eine kleine Feder, durch die man ihn nach hinten stellen kann. Oftmals ist er ganz glatt, und an den einzelnen Stäben hängen lange Troddeln herab. Die ziemlich langen Fransen wiederholen sich häufig und zieren den kleinen, tief ausgerundeten Glockenschirm.

Am beliebtesten war der Schirm, über dessen Bezug ein Griff hinausragte, so daß man ihn bequem als Spazierstock benützen konnte. Die Abbildung aus dem Jahre 1813 zeigt ihn aufgespannt und die Spitze, die im allgemeinen den Erdboden berührt, in der Nähe der Hand.

Mit dem Fortschreiten des 19. Jahrhunderts bürgert sich das Häubchen mit den Bindebändern ein. Es wurde von Frauen und Mädchen getragen, trotzdem es eigentlich das alleinige Vorrecht der Frauen sein sollte. Von ihm rührt die Bezeichnung „unter die Haube kommen“ her.

Die noch immer glatten Linien der Kleider dulden keine Taschen und die Epoche der „Ridikule“ beginnt.

Digitized by Google

Engliſches Modenbild (1813).

Digitized by Google

Aber neben dem Ridikül und dem Longschal bedeutet der Sonnenknicker das unentbehrlichste Toilettenattribut. Sein Stiel wird klein. Man trägt ihn wie einen Fächer und hält ihn zum Schutz gegen die Sonnenstrahlen vor das Gesicht. Seidenfransen und Perlenarbeiten umsäumen ihn. Man stickt und langettiert die Kanten. Der kurze Griff ist vielfach aus Elfenbein. Auch Schildpatt wird gern verwandt. Auf jeden Fall besitzt jede Frau mehrere solcher Knicker, meist in dunklen — braunen, grünen oder violetten — Farben, die sich ihrer übrigen Kleidung anpassen.

Im Wandel der Moden verliert der Sonnenschirm seine kleine Form, und sein Bild wechselt von Jahr zu Jahr, namentlich in England trug man ihn in den verschiedensten Gestalten.

Digitized by Google

Zweisamkeit.

Ein Märchen für Eheleute. Von Fritz Flechtner.

(Nachdruck verboten.)

Vollzählig waren die obersten Beamten des Reiches heute versammelt. Um den hufeisenförmigen Tisch standen sie, jeder vor seinem Platze, und erwarteten die Ankunft des Königs. Drückendes Schweigen herrschte, nur hin und wieder durch ein paar Worte unterbrochen, die jemand seinem Nachbar zuflüsterte.

Endlich wurden die Flügeltüren weit aufgerissen, zwei Lakaien sprangen zur Seite, und der Hofmarschall trat ein. Er stieß den hohen, mit goldenem Knopf versehenen Stab, das Zeichen seiner Würde, dreimal zur Erde und sprach: „Seine Majestät der König!“

Ein Ruck ging durch die Anwesenden; stramm richtete jeder sich auf, das Gesicht der Tür zugewandt.

Der König trat ein mit einem kurzen Gruß, der durch eine tiefe Verneigung beantwortet wurde, und sobald er seinen Platz eingenommen hatte, forderte er mit einer Handbewegung auch seine Räte auf, sich zu setzen. Ein Wink des Hofmarschalls, und lautlos verließen die Lakaien das Gemach.

Des Königs Blick glitt über die Reihen. „Warum sind nicht alle erschienen, wie ich gebot?“ fragte er stirnrunzelnd den Hofmarschall.

Dieser fuhr zusammen und überzählte hastig die Anwesenden. Tief verneigte er sich dann vor der

Digitized by Google

König, ehe er antwortete: „Majestät, die Minister, die vortragenden Räte — sie sind alle, wie befohlen, erschienen."

„Und mein Hofnarr?"

„Majestät wollen allergnädigst verzeihen," stammelte der Hofmarschall, „allein ich wußte nicht, ob bei einer Beratung von solcher Wichtigkeit —"

„Eben darum soll gerade er hier sein," unterbrach ihn der König zornig. „Man hole ihn!"

Der Hofmarschall stürzte davon, daß die langen Schöße seines Gewandes um ihn flatterten wie vom Winde gezaust.

Wenige Minuten später kam er zurück, von dem Narren gefolgt, den der König an seine Seite winkte.

Nun erst eröffnete er die Sitzung.

„Ich habe euch heute zusammenberufen, meine Getreuen, um mit euch zu beraten in einer Frage, die schwerwiegender ist als alle anderen, die uns gegenwärtig beschäftigen. Um was es sich handelt, wißt ihr aus dem Schreiben, mit dem ihr geladen seid. Ich hoffe, daß ihr alle, wie ich es gewünscht, die Sache ernsthaft erwogen habt und jeder für seinen Teil einen Vorschlag gefunden haben wird, den er heute zur Prüfung uns vorlegen kann."

Verlegen sahen alle nach diesen Worten vor sich nieder. Nur der Narr blickte vergnügt lächelnd in die Runde.

„Das Wort hat der Kanzler des Reiches," fuhr der König fort.

Dieser erhob sich: „Wenige Worte nur will ich vorausschicken. Vierzig Jahre fast sind vergangen, seitdem mein Weib mir angetraut ward. Damals galt noch das Gesetz: Nichts kann eine Ehe lösen als der Tod. Und niemand gab es, der dagegen murrte, der

Digitized by Google

es anders gewünscht hätte. In Freud und Leid, in Glück und Unglück hielt man fest zusammen, und mochte auch vorübergehend Zwist und Streit entstehen, die Liebe trug schließlich doch den Sieg davon. So war die Ehe, wie wir Alten sie führten, wie wir von unseren Vorfahren es gelernt hatten. Dann aber kam die neue Zeit und mit ihr die Forderung: Die Ehe muß lösbar sein. Und es kam der Tag, da unseres erlauchten Herrschers hochseliger Vater dem Drängen seines Volkes nachgab. Wie hat sich seitdem alles geändert! Die Ehe ist zur losen Vereinigung geworden, in der Mann und Frau nur so lange aushalten, als es ihnen gefällt. Unüberwindliche Abneigung! Das ist das Schlagwort geworden, mit dem man auseinander läuft, leichter als man sich zusammengefunden hat. Von Jahr zu Jahr, fast könnte man sagen von Tag zu Tag, wächst die Zahl der Ehescheidungen. Sie alle wissen, daß unsere ordentlichen Gerichte die Klagen nicht mehr bewältigen konnten, daß wir besondere Gerichtshöfe haben bilden müssen, und schon wieder stehen wir vor der Notwendigkeit, die Zahl dieser Richter zu vermehren, wenn auf andere Weise keine Abhilfe geschaffen werden kann."

Er verneigte sich vor dem König und wollte sich setzen.

Aber dieser fragte ihn: „Und welchen Rat wollt Ihr uns geben?"

„Ich selbst weiß keinen," versetzte der Kanzler. „Und ich fürchte, es wird kein Mittel geben, das helfen könnte. Die Ursache kennen wir alle — es ist der neue Geist, der die Menschen erfüllt, der Geist, der nicht mehr das Ineinanderleben predigt, sondern das Ausleben jedes einzelnen, der das Gefühl der Verantwortlichkeit und der Pflichterfüllung gegen seine Nächsten

Digitized by Google

ertötet und an seine Stelle die Gier nach Genuß, nach eigener Befriedigung gesetzt hat. Wenn es nicht gelingt, diesen Geist auszurotten, wird alles vergeblich sein."

Finster sah der König vor sich hin. „Ich hatte freilich gehofft, von meinem Kanzler mehr zu hören als bloße Kritik und Verneinung. Vorschläge will ich hören, nur dazu habe ich meine Räte zusammenberufen."

Der König sandte seine Blicke umher, aber niemand erbat das Wort. Da rief er einen nach dem anderen auf, und unter diesem Zwange, etwas sagen zu müssen, sei es was es sei, stotterte jeder irgend etwas, an das er selbst am wenigsten glaubte. Da hieß es: „Das Recht der Ehescheidung muß wieder aufgehoben werden."

„Die Gerichtshöfe müssen versuchen, unter allen Umständen eine Einigung der Ehegatten herbeizuführen."

„Widerspenstige, die auf die Vermahnungen des Gerichts nicht hören, sollen mit empfindlichen Strafen belegt werden."

„Geschiedenen Eheleuten soll der mehrfache Betrag der Steuer auferlegt werden."

Diese und noch manche andere Vorschläge wurden gemacht, alle in der Angst des Augenblicks geboren, aber keiner ward auch nur einer näheren Erörterung für wert erachtet.

Endlich wandte sich der König an den Narren. „Wo aller Verstand und Witz meiner Räte aufhört, kannst nicht du vielleicht sie alle beschämen?"

Ehrfurchtsvoll verneigte sich der Narr und sprach: „Ich wüßte wohl einen Rat. Für den Erfolg kann ich freilich nicht garantieren. Aber man könnte doch den Versuch machen, der auf keinen Fall schaden wird."

Digitized by Google

„Sprich!“ ermunterte ihn der König erwartungsvoll.

„Ich möchte empfehlen, Majestät, jedes Paar, das geschieden sein will, ganz allein in ein Zimmer zu bringen, in dem nichts anderes sein dürfte als ein Tisch, ein Stuhl — kurz, alles nur einmal. Und ganz abgeschlossen müßte es sein von der Außenwelt; die Speisen müßten wortlos ins Zimmer gereicht werden in einer Schüssel, mit einem Besteck.“

Mit starrem Staunen sahen alle auf den Narren.

Der König aber rief: „Ist das dein Ernst? Bedenke doch: Zwei Menschen, die sich trennen wollen, weil sie sich nicht mehr ausstehen können, in ein Zimmer sperren — das müßte ja Mord und Totschlag geben!“

Der Narr verneigte sich tief, ehe er antwortete: „Verzeihung, Majestät, aber das befürchte ich nicht. Ich glaube, wenn die beiden in dieser Weise acht Tage höchstens zusammen gelebt haben, dann werden sie sich überhaupt nicht mehr trennen wollen.“

„Potztausend,“ versetzte der König lachend, „das wäre ja mehr als Hexerei! Willst du ihnen etwa einen Liebestrank geben?“

„O nein, Majestät, nichts Übernatürliches soll dabei im Spiele sein. Alles wird mit rechten Dingen zugehen. Wollen Majestät mir gestatten, zu erklären, wie ich auf diese Idee gekommen bin?“

Der König nickte huldvoll, und der Narr begann: „Euer Majestät wird wohl bekannt sein, daß bei der Mehrzahl der Ehescheidungen es sich um sogenannte Liebesheiraten handelt.“

Der König fuhr betroffen auf. „Nein, das wußte ich noch nicht. Aber wie ist das zu erklären?“

Der Narr fuhr fort: „Es ist leichter erklärlich, als es zunächst scheint. Wer eine Geld-, eine Vernunftheirat schließt, geht nicht mit Illusionen in die Ehe. Sie

Digitized by Google

kann ihm daher auch keine großen Enttäuschungen bringen. Er wird im Gegenteil meist freudige Überraschungen erleben. An seinem Ehegatten wird er Vorzüge finden, die er nicht erwartet hatte, und so wird nicht selten in einer solchen Ehe im Laufe der Zeit eine wirkliche Neigung, ja zuweilen sogar eine große, wahre Liebe sich entwickeln."

Der König nickte befriedigt.

„Ganz anders bei den Liebesheiraten. Hier sieht der eine des anderen Fehler in der Brautzeit überhaupt nicht, er ist blind dafür — er ist ja verliebt. Nur die Vorzüge sieht er — und auch diese noch übertrieben. Dann kommt die Ehe und mit ihr der graue Alltag. Da verblaßt der rosige Schein gar bald; man sieht, daß der andere Teil kein Engel, sondern auch nur ein Mensch ist mit Fehlern, und in natürlicher Reaktion sieht man diese Fehler doppelt scharf, so daß die Vorzüge dagegen fast verschwinden. Diese Zeit müssen alle Ehepaare durchmachen, auch diejenigen, die nachher sehr glücklich werden. Es hängt nur davon ab, wieder ins Gleichgewicht zu kommen und zu lernen, den anderen richtig zu beurteilen, ihn zu verstehen in seinen guten und in seinen schwachen Seiten. Viele freilich kommen nie zu diesem Verständnis. Und warum nicht? Weil sie keine Zeit haben oder sich die Zeit nicht nehmen, sich aneinander zu gewöhnen. Jedes geht seinen Weg, und statt sich zu nähern, entfernen sie sich immer weiter voneinander, bis schließlich alles Verständnis für des anderen Tun und Denken verloren ist. Wenn sie trotzdem beieinander aushalten, so tun sie es der Kinder wegen, oft auch nur, um einen Skandal zu vermeiden. Sonst gäbe es noch viel, viel mehr Ehescheidungen."

Der Narr verneigte sich tief, zum Zeichen, daß er geendet.

Digitized by Google

Ein leises Gemurmel ging durch die Versammlung.

Nachdenklich blieb der König einige Minuten sitzen, dann reichte er dem Narren die Hand. „Ich danke dir. Und ich glaube, du hast recht. Wir wollen den Versuch wagen."

Damit war die Sitzung geschlossen.

Die nötigen Vorbereitungen waren bald getroffen, und das erste Paar, das am nächsten Tage vor den Richter trat, wurde zum König geführt, der ihm selbst seinen Beschluß verkündete.

Mann und Frau sanken auf die Knie und baten händeringend, ihnen diese Strafe zu erlassen. Lieber wollten sie ins Gefängnis oder die härteste Prügelstrafe erdulden, ja selbst ihre Ehe weiterführen, wenn ihnen nur das eine erspart würde, tagelang in einem Zimmer ganz allein zusammen leben zu müssen.

Aber der König blieb unerbittlich. „Acht Tage soll es dauern. Dann erst wird die Scheidung ausgesprochen werden."

Er winkte, und die beiden wurden abgeführt.

* * *

Vor dem Palast hielt ein geschlossener Wagen. Sie bestiegen ihn, begleitet von einem Kapitän der Leibgarde. Ein Gardist schwang sich neben den Kutscher auf den Bock. Bald lag die Stadt hinter ihnen; an Feldern und Wiesen fuhren sie vorüber und bogen dann in langsamerer Fahrt in einen Feldweg ein. Vor einem einsamen Hause hielt der Wagen. Sie stiegen zwei Treppen empor. Oben war eine Tür weit geöffnet, wie zu ihrem Empfange bereit.

„Dies ist das Zimmer, das Seine Majestät Ihnen für die nächsten Tage zum Aufenthalt bestimmt hat."

Neugierig traten beide bis an die Schwelle. Einen

Digitized by Google

Blick nur warfen sie hinein — und sie prallten entsetzt wieder zurück.

„Hier — hier sollen wir wohnen?“ fragte die Frau.

Und er rief: „Das ist wohl ein Irrtum, Herr Kapitän? Wie Sie sehen, ist das Zimmer nur für eine Person eingerichtet, und wir sind doch zwei.“

Der Offizier zuckte die Achseln: „Seine Majestät hat es so angeordnet.“

„Aber,“ brauste der Mann auf, „das müssen Sie doch selbst sehen, daß hier nicht Platz für zwei Menschen ist. Wir sollen uns wohl abwechseln im Sitzen und im Schlafen?“

Die Frau kämpfte mit ihren Tränen.

„Ich kann nur wiederholen: Seine Majestät hat es so befohlen. Das genügt. — Darf ich nun bitten, einzutreten?“

Der Mann schritt der Treppe zu. „Ich denke gar nicht daran.“

Der Offizier vertrat ihm den Weg. „Im Namen des Königs fordere ich Sie auf, zu gehorchen. Zwingen Sie mich nicht, Gewalt anzuwenden.“

Ein leiser Pfiff, und der Gardist, der im Hintergrunde gestanden hatte, trat vor.

Da sah der Mann ein, daß Widerstand vergeblich wäre. Er trat also ein. Seine Frau folgte ihm. Hinter ihnen fiel die Tür ins Schloß.

Zweimal drehte sich knarrend der Schlüssel.

Sie waren allein.

Er schleuderte den Hut in einen Winkel und rannte auf und ab, immer von einer Ecke des Zimmers bis zur anderen.

Sie war bewegungslos an der Tür stehen geblieben.

„Du willst wohl zur Salzsäule erstarren?“ fuhr er sie an.

Digitized by Google

Diese höhnischen Worte brachten sie zur Besinnung. Wankenden Schrittes ging sie zum Tisch und sank auf den Stuhl nieder, den Kopf in die Hände vergrabend.

Der Mann lachte schneidend auf. „Wir können nun an den Knöpfen abzählen, wer sich zuerst setzen und legen und waschen darf. Vielleicht bekommen wir auch das Essen auf einem Teller. Ausgezeichnet! Und das alles hab' ich bloß dir zu verdanken!"

Sofort fuhr ihr Kopf in die Höhe. Kampfbereit blitzten ihre Augen ihn an. „Mir hast du das zu verdanken — mir? Das ist ja reizend — wirklich!"

„Jawohl, dir, dir, dir ganz allein!" schrie er sie an. „Willst du das bestreiten? Bin ich etwa schuld? Wer hat die Scheidung beantragt, du oder ich?"

„Ich allerdings — weil ich's nicht mehr aushalten konnte mit dir — mit so einem Manne — so einem —"

„Mach mich nicht rasend, Weib! Ich vergesse mich sonst."

„Willst du mich vielleicht schlagen? Bitte — nur zu! Das sähe dir ähnlich. Das würde deinem Benehmen die Krone aufsetzen."

Sie war aufgesprungen. Gerade vor ihm stand sie, die Hände auf dem Rücken, den Kopf vorgebeugt, als wollte sie es ihm erleichtern, sie zu schlagen.

Seine Brust keuchte. Die Rechte ballte sich zur Faust und fuhr in die Höhe.

Aber er beherrschte sich. Er lachte nur wild auf und lief an das Fenster.

Hier blieb er stehen und sah hinaus. Kein Mensch war weit und breit zu erblicken. Alles still. Totenstill. Unter dem Fenster breitete sich ein Garten aus, und dahinter sah man wogende Getreidefelder, von Wald eingeschlossen. Sonst nichts.

Regungslos starrte er hinaus.

Digitized by Google

Ein leises Schluchzen weckte ihn aus seinem Brüten. Er sah sich um. Seine Frau hatte sich aufs Sofa geworfen, das Gesicht nach der Wand gekehrt.

Wütend trommelte er mit den Fingern gegen die Fensterscheiben, um dieses Schluchzen zu übertönen, das ihn rasend machte.

Dann lief er wieder umher und sah sich im Zimmer um. Die Wände waren kahl. Nur über dem Sofa hing in einfachem Rahmen ein Hausspruch. „Liebet euch untereinander!“ stand da zu lesen.

Er lachte höhnisch, als er das las.

Er rückte den Stuhl ans Fenster und starrte wieder hinaus.

Immer noch ertönte vom Sofa her das leise Schluchzen — es war zum Verrücktwerden.

Endlich war es still.

Sie schien eingeschlafen zu sein.

Da trug er den Stuhl zurück, setzte sich und legte den Kopf auf die Platte des Tisches, um auch zu schlafen.

— — — — — — — — — — — — — — —

Das Knarren des Schlüssels in der Tür weckte ihn. Er fuhr auf. Ein Mann trat ein — der Kastellan. Ihm folgte ein zweiter, der eine große Schüssel trug. Die stellte er auf den Tisch, legte einen Löffel daneben, und wortlos, wie sie gekommen, gingen die beiden Männer wieder hinaus.

Der Schlüssel knarrte im Schloß — langsam entfernten sich die Schritte.

Der Mann war so überrascht gewesen, daß er kein Wort hatte sagen können.

Jetzt aber brach er los. „Zum Henker! Sind die Kerle verrückt? Eine Schüssel — einen Löffel! Das ist ja unerhört!“

Digitized by Google

Er blickte in die Schüssel. Suppe mit kleingeschnittenem Fleisch war darin.

Er schüttelte sich: „So ein Fraß! Das geb' ich nicht mal meinen Dienstboten!"

Verächtlich schob er die Schüssel von sich.

Da fiel sein Blick auf seine Frau. Sie lag noch immer auf dem Sofa, ohne sich zu rühren.

Ob sie schlief?

Er trat näher und horchte. Es schien so.

Die würde Augen machen, wenn sie das Essen sah!

Er lächelte grimmig, denn er dachte daran, wie verwöhnt sie war; wenn es nicht etwas ganz Gutes gab, rührte sie überhaupt nichts an.

Das Gefühl der Schadenfreude wurde immer stärker. Er beschloß, sie zu wecken.

„Das Essen ist da — willst du nicht aufstehen?"

Sie rührte sich nicht. Er wiederholte die Worte.

Vergeblich.

Er wollte sie rufen, aber er brachte es nicht über sich, ihren Namen zu nennen.

Er ward ärgerlich, weil er glaubte, sie verstelle sich nur.

Unsanft rüttelte er sie am Arm.

Da kam endlich Bewegung in sie. Langsam wandte sie sich um, sah ihn mit schlaftrunkenen Augen an. Sie schien gar nicht zu wissen, wo sie war.

Er war an den Tisch getreten und sah ihr, die Arme verschränkt, sichtlich amüsiert zu. „Du kommst dir wohl wie verzaubert vor?" höhnte er. „Ja, sieh dich nur um! Ist es nicht ganz wie im Märchen? Tausendundeine Nacht ist gar nichts dagegen!"

Sie hatte sich aufgesetzt, die Augen wanderten noch immer verständnislos umher.

Er fuhr fort, immer in dem gleichen spöttischen

Digitized by Google

Tone: „Tischlein deck dich hat sich auch schon abgespielt. Schade, daß du alles verschlafen hast! Da sieh nur her — ein Königsmahl — was?“

Sie stand auf und kam näher. Aber ein Blick nur — und mit einer Gebärde des Abscheus trat sie wieder weg.

„Bitte, lang doch zu! Ich habe dir den Vorrang gelassen.“

Er verneigte sich ironisch.

Sie maß ihn mit einem verächtlichen Blick und wandte sich dem Fenster zu.

„Na, dann kann ich ja nun auch meine Siesta halten, wenn du gestattest.“

Er warf sich auf das Sofa und versuchte zu schlafen. Aber es ging nicht. Da begann er zu pfeifen — erst leise, dann immer lauter, unbekümmert um die Gegenwart seiner Frau.

Die achtete zuerst nicht darauf, aber als er gar nicht aufhörte und auch noch anfing, mit den Füßen den Takt zu trommeln, fuhr sie ihn an: „Du scheinst vergessen zu haben, daß du hier nicht allein bist!“

„Oh, Verzeihung!“ versetzte er. „Das vergaß ich allerdings. Ich dachte, ich wäre zu Hause in meinem Zimmer. — Na, es wird ja auch so gehen!“

Er hörte auf zu pfeifen.

Träge schlichen die Stunden dahin.

Sie saß am Fenster, den Kopf in beide Hände gestützt, und sah hinaus.

Er lag auf dem Sofa und starrte zu der Decke empor.

Wenn man wenigstens etwas denken könnte!

Aber die Gedanken wollten nicht kommen. Und nichts zu lesen war da, nichts, womit man sich beschäftigen konnte!

Digitized by Google

Die Wut stieg in ihm auf — er hätte aufspringen, alles zertrümmern mögen.

Aber er wollte vor seiner Frau diese Wut nicht zeigen, und so blieb er ruhig liegen.

Allmählich wurde es dunkel. Kaum konnte man im Zimmer noch etwas erkennen. Aber ein Licht war nicht da. Sie mußten im Finstern bleiben.

Endlich erklangen Schritte draußen.

Sie fuhren beide auf.

Langsam ward der Schlüssel umgedreht — die Tür öffnete sich.

Die beiden Männer von heute mittag traten ein. Der Kastellan hielt ein brennendes Licht in der Hand, der andere trug wieder eine Schüssel.

Beides wurde auf den Tisch gestellt, die noch unberührte Schüssel weggenommen, und wortlos gingen die beiden wieder hinaus.

Da sprang der Mann ihnen nach — von Wut überwältigt. Aber als er an die Türe kam, knarrte schon der Schlüssel.

In ohnmächtigem Grimm donnerte er mit der Faust gegen die Tür. Die draußen achteten nicht darauf. Man hörte sie langsam sich entfernen.

„Mach dich doch nicht lächerlich!"

Der Ton, mit dem sie das sagte, brachte ihn noch mehr auf. Er stürzte sich auf sie, packte sie an den Schultern und schüttelte sie.

Vergeblich suchte sie sich seinem Griff zu entwinden.

„Du — du —" keuchte er — „du Weib, du —"

Da kam er zur Besinnung und ließ sie los.

* * *

Ans Essen dachten sie beide nicht. Die Schüssel würdigten sie keines Blickes.

Digitized by Google

Das Licht war bald heruntergebrannt. Es flackerte nur noch ganz trübe. Ein letztes Aufleuchten — es war erloschen.

Im Zimmer herrschte undurchdringliches Dunkel. Nun war es Zeit, schlafen zu gehen. Aber es war ja nur das Sofa und der Stuhl da.

Sie hatten plötzlich das Gefühl, daß sie todmüde waren und sich kaum noch auf den Füßen halten konnten.

Schließlich konnte er es nicht länger aushalten. Er warf sich auf die Erde, legte die Hände unter den Kopf, und trotz dieser wenig angenehmen Lage war er bald eingeschlafen.

Hell schien der Mond ins Zimmer, als er erwachte. Sein erstes Gefühl war das eines furchtbaren Hungers. Er wollte sich aufrichten, aber er konnte die Hände nicht unter dem Kopf hervorziehen; die Arme waren ihm wie abgestorben. Mit vieler Mühe gelang es ihm endlich, aufzustehen. Seine Frau saß am Tisch und schlief, das Gesicht auf die Arme gelegt. Vor ihr stand die Schüssel mit dem Essen. Unwillkürlich streckte er die Hand aus, aber wie er die Schüssel berührte, zuckte er zurück. Er schämte sich, daß er den Hunger nicht länger sollte ertragen können als seine Frau.

Er legte sich wieder hin und schloß die Augen.

* * *

Ein heftiges Klopfen weckte sie. Die Tür öffnete sich, und der Kastellan mit dem Diener trat ein. Wortlos nahmen sie die Schüssel weg und stellten eine andere hin. Auch einen Krug mit frischem Wasser hatten sie mitgebracht.

Dann waren sie wieder allein. Sie traten auf den Tisch zu. Zu gleicher Zeit beugten sie sich über die Schüssel, um zu sehen, was darin wäre, und dabei

Digitized by Google

kamen ihre Köpfe sich so nahe, daß die Haare sich berührten.

Sie fuhren zurück, als hätten sie einen elektrischen Schlag erhalten.

Die Schüssel rührten beide nicht an.

Träge schlichen die Stunden dahin; wie eine Ewigkeit dünkte ihnen dieser Vormittag.

Abwechselnd setzten sie sich ans Fenster, aber sie sprachen dabei kein Wort. Wenn eines aufstand, nahm das andere den Platz ein; aber lange hielten sie es nie aus. Das gedankenlose Hinausstarren in die Totenstille da draußen war zum Verrücktwerden.

Und das Umherwandern im Zimmer war auch nicht besser.

Sie hatten beide das Empfinden, als ob ihr Gehirn langsam vertrocknete.

Dazu kam ein Gefühl, das sie noch nie in ihrem Leben gekannt hatten: das Gefühl des nagenden Hungers.

Am Morgen beim Erwachen hatten sie es zuerst gehabt, aber es wurde stärker und stärker. Es riß und bohrte in ihrem Leibe, und jedesmal, wenn sie am Tisch vorbeikamen und ihr Blick auf die gefüllte Schüssel fiel, zuckte es ihnen in den Fingern, und sie mußten sich gewaltsam zwingen, um nicht den Löffel zu ergreifen und gierig hinunterzuschlingen, was da für sie bereit stand.

So kam der Mittag heran.

Als sie die Schritte der beiden Männer hörten, erfaßte sie eine jähe Angst.

Wenn jetzt die neue Schüssel käme, frisch und dampfend, würden sie da noch die Kraft haben, zu widerstehen?

Das bekannte Klopfen ertönte.

Digitized by Google

Sie stand am geöffneten Fenster und blickte vornübergebeugt hinunter.

Auch er wandte sich ab, als die Männer eintraten.

Es schien, als ob das Wechseln der Schüsseln heute viel länger dauerte als sonst. Und obwohl sie nicht hinsahen, wußten sie doch, daß der Kastellan sie prüfend beobachtete und dabei den Kopf schüttelte, als wollte er sagen: So was ist mir denn doch noch nicht vorgekommen!

Die Tür schlug zu; knarrend drehte sich der Schlüssel.

Da stürzten beide wie auf Verabredung auf den Tisch zu. Zu gleicher Zeit faßten sie den Löffel, und ihre Hände berührten sich dabei. Aber keines ließ los. Auf einmal begegneten sich ihre Blicke, und von der Tragikomik der Situation überwältigt, brachen sie beide in ein lautes Lachen aus.

„Na ja, es ist doch wahr! Man kann hier wirklich zum Raubtier werden!“ rief er.

Sie hatten den Löffel losgelassen und waren ein paar Schritte zurückgetreten.

Aber wieder das Essen vorbeigehen lassen, das wollten sie beide nicht; nur wußten sie nicht, wie sie es anfangen sollten, sich zu verständigen.

Sie faßte sich zuerst: „Nun hat es doch keinen Zweck mehr, sich zu zieren.“

„Das meine ich auch,“ bestätigte er. „Aber wer soll anfangen?“

„Wir müssen losen.“

„Losen? Wir sind doch keine Kinder!“

Der Ton, in dem er das sprach, reizte sie.

„Also nicht! Ich überlasse dir gern den Vorrang als Herrn des Hauses —“

„Bitte, laß solche Witze!“ fuhr er auf. „Ich verzichte überhaupt.“

Digitized by Google

„Ich erst recht.“

Sie traten weg. Sie ans Fenster, er nahm seine Wanderung wieder auf.

Eine wilde Wut kochte in ihnen. Sie hätten aufeinander losstürzen und sich zerfleischen mögen.

Er warf sich schließlich aufs Sofa und blieb den ganzen Nachmittag liegen.

Auch sie verließ ihren Platz am Fenster nicht.

So wurde es Abend.

Eine neue Schüssel kam, mit ihr das kleine, flackernde Licht.

Sie saß am Fenster, ganz apathisch, mit halb geschlossenen Augen in das Dunkel starrend.

Er war an den Tisch getreten. „So geht es nicht weiter,“ sprach er dumpf. „Du hast recht, wir wollen losen.“ Er zog eine Geldmünze aus der Tasche.

„Wenn der Kopf nach oben fällt, fange ich an, sonst du. Ist es dir recht?“

Sie murmelte etwas Unverständliches.

Er warf, der Kopf der Münze fiel nach oben.

Als er den Löffel gepackt hatte, überfiel ihn der Hunger so wildwütig, daß er schlang und schlang und gar nicht merkte, wie der Inhalt der Schüssel verschwand.

„Du willst mir wohl gar nichts übrig lassen?“

Sie hatte ihm zugesehen, gierig die Löffel zählend, die er zum Munde führte.

Erschrocken hörte er auf, legte den Löffel hin, den sie sofort ergriff.

Bald war der Rest der Schüssel geleert.

* * *

Sie hatte sich aufs Sofa gesetzt, er auf den Stuhl, aber so, daß er ihr den Rücken kehrte.

Digitized by Google

Die Kerze erlosch. Tiefe Finsternis umgab sie. Sie hörte, wie er den Stuhl an den Tisch rückte.

Einige Augenblicke zögerte sie noch, dann legte sie sich auf dem Sofa zurecht.

* * *

Am nächsten Morgen, als die Schüssel vor ihnen stand, sagte er: „Heute fängst du an!“

„Nein,“ versetzte sie trotzig. „Es wird wieder gelost.“

Schweigend zog er eine Münze hervor. Wieder fiel der Kopf nach oben.

Er tauchte den Löffel ein, ließ ihn aber wieder sinken. „Nimm du zuerst,“ sagte er, „wir wollen lieber abwechseln, dann kommt jeder zu seinem Recht.“

Überrascht sah sie ihn an.

„Nimm nur,“ sagte er noch einmal.

Sie brachte es nicht über sich, zu widersprechen. Ganz tief beugte sie sich aber herab, um ihm nicht zu zeigen, wie sie rot geworden war bei seinem unerwarteten Anerbieten.

Beinahe wäre ihr dasselbe passiert wie ihm am Abend vorher. Erschrocken hielt sie plötzlich inne. Wohl über die Hälfte der Schüssel hatte sie geleert.

Sie reichte ihm den Löffel, den er hastig ergriff.

Sie sah ihm zu, wie er aß. „So gierig schlingt er!“ dachte sie. „Was muß er für Hunger haben! Und trotzdem hat er mich zuerst essen lassen!“

Das war ihr peinlich, und sie trat weg, um den Gedanken loszuwerden. Umsonst. Den ganzen Vormittag drängte er sich ihr immer wieder auf.

Das hatte sie ihm gar nicht zugetraut. Ob er vielleicht doch besser war, als sie dachte?

Unsinn! Er wird wohl seinen Grund dabei gehabt

Digitized by Google

haben. Wahrscheinlich wollte er ihr zeigen, wie edel er ist — jawohl, das sah ihm so recht ähnlich. Kleiner wollte er sie machen, demütigen, das war seine Absicht gewesen.

Da stieg wieder der Haß in ihr auf, und sie suchte ihn zu nähren, indem sie alles Schlechte hervorsuchte, was sie nur gegen ihn vorbringen konnte.

Das Abendessen ward ohne weiteres in umgekehrter Reihenfolge eingenommen; er zuerst, dann sie.

Als aber ihre einzige Kerze wieder dem Erlöschen nahe war, raffte sie sich zu der Frage auf, ob sie nicht ebenso mit Sofa und Stuhl wechseln wollten.

Er schüttelte den Kopf. „Ich bin nicht so müde," sagte er. „Leg dich ruhig schlafen, ich setze mich auf den Stuhl."

‚Aber wir können doch —"

„Ich schlafe hier ebensogut," schnitt er ihr kurz das Wort ab.

— — — — — — — — — — — — —

Der neue Morgen kam. Als sie Toilette gemacht hatten, was sehr rasch ging, da sie nur Hände und Gesicht wuschen, ertönte auch bald wieder das scharfe Klopfen. Wie an den früheren Tagen bekamen sie ihre Suppe, aber außerdem wurde noch ein Krug und eine Tasse hingestellt. Ihre Neugierde konnte es kaum erwarten, bis Kastellan und Diener das Zimmer verließen. Noch drehte sich der Schlüssel im Schloß, da stürzten beide auf den Tisch zu. Sie war flinker gewesen und hatte zuerst den Deckel von dem Krug abgehoben. Mit einem „Ah!" fuhr sie zurück.

Nun beugte auch er sich darüber, und ein gleich erstauntes „Ah!" folgte dem ersten.

In dem Krug war Kaffee, richtiger Kaffee. Als hätten sie schon seit Jahren dieses Getränk ent-

Digitized by Google

behren müssen, so erfreute sie der unerwartete Anblick.

Und wie lieblich er roch! Noch einmal beugten sie sich darüber und sogen den Duft ein, der daraus emporstieg.

Dann sahen sie sich an, und beide schüttelten den Kopf.

„Verstehst du das?"

„Keine Ahnung!"

„Vielleicht soll das eine Belohnung sein für unser Wohlverhalten," meinte er.

„Findest du, daß wir so artig gewesen sind?"

Die drollige Koketterie, mit der sie das sprach, brachte ihn zum Lachen.

Sie lachte lustig mit.

Der Kaffee schmeckte ihnen großartig. Sie merkten gar nicht, daß er an Güte sehr zu wünschen ließ. Das Mäkeln am Essen hatten sie schnell verlernt.

Den Vormittag verbrachten sie wieder schweigend. Er hatte sich aufs Sofa geworfen, um nach der auf dem Stuhl verbrachten Nacht wieder einmal in ordentlicher Lage zu ruhen. Er lag mit geschlossenen Augen, in einem Zustande halber Bewußtlosigkeit, aber richtig schlafen konnte er nicht.

Sie saß am Fenster, aber sie starrte nicht wie an den Tagen vorher wie geistesabwesend hinaus. Sie war mit einem Gedanken beschäftigt, der sie nicht mehr losließ.

Wie war es nur gekommen, daß sie sich so ganz entfremdet waren — sie, die doch zuerst so gut zueinander gestimmt hatten?

Diese Frage quälte sie unaufhörlich. Aber so sehr sie auch grübelte, eine befriedigende Antwort konnte sie nicht finden.

Digitized by Google

Fünf Jahre waren sie verheiratet, fünf lange Jahre! Es schien ihr kaum glaublich. Freilich, eine richtige Ehe hatten sie nur ein Jahr lang geführt. Wenn sie sich's recht überlegte, waren eigentlich nur die ersten Monate zu rechnen. Das war freilich eine glückliche Zeit gewesen!

Und dann auf einmal war alles vorbei. Sie konnten sich nicht mehr verstehen, und fast von Tag zu Tag wurde es schlimmer. Zuletzt hatten sie sich nur noch bei den Mahlzeiten gesehen, die sie zusammen einnahmen, um dem Gerede der Leute zu entgehen.

Sie ließ das Leben, das sie geführt hatten, an sich vorüberziehen, sie suchte sich die geringste Kleinigkeit ins Gedächtnis zurückzurufen, aber in der langen Kette der Tatsachen, die sie aneinander reihte, fehlte immer ein Glied, das wichtigste: das Glied, das den Anfang bildete.

Der Kopf schmerzte ihr von dem ungewohnten scharfen Nachdenken, aber wenn sie sich auch zwingen wollte, ihre Gedanken auf etwas anderes zu richten, sie kehrten immer wieder auf dasselbe zurück.

Wenn man doch irgend etwas hätte, um sich abzulenken! So muß man ja verrückt werden!

Da fiel ihr Blick auf ein Blatt Papier, das am Boden lag. Sie hob es auf, glättete es und begann, zuerst ganz mechanisch, nach Art der Kinder kleine Schiffchen daraus zu machen. Es wollte ihr nicht recht gelingen — und früher hatte sie es doch so gut gekonnt! Sollte sie es denn ganz verlernt haben? Das reizte sie zu neuen Versuchen, und endlich hatte sie ein richtiges Schifflein fertig. Wie ein Kind freute sie sich darüber. Dann versuchte sie ein größeres, und als auch dieses gelungen war, machte sie sich daran, ein Kriegschiff herzustellen.

Digitized by Google

Nicht eher ruhte sie, als bis alles so geglückt war, wie sie es haben wollte.

Dabei merkte sie gar nicht, wie die Zeit verflog und wie sie durch das Spiel von der quälenden Grübelei befreit worden war.

Erschrocken zuckte sie zusammen, als das bekannte Klopfen ertönte.

„Schon Mittag!“ entfuhr es ihr. Hastig raffte sie die Schiffchen zusammen und suchte sie zu verbergen; sie schämte sich ihrer kindischen Beschäftigung.

Ihr Mann war von dem Klopfen erwacht. Mit einem Satze sprang er auf. Die Ruhe hatte ihm gutgetan, er sah frisch und elastisch aus.

Ein ungewohnter Geruch wie von Braten schlug ihnen aus der verdeckten Schüssel entgegen. Diesmal wartete er nicht, bis sie allein waren; hastig nahm er den Deckel der Schüssel ab, und ein „Donnerwetter!“ entfuhr ihm.

Der Kastellan konnte sich eines Lächelns nicht erwehren.

Auch sie war aufgesprungen, nicht achtend, daß ihre schönen Schiffchen zur Erde fielen.

„Was soll das heißen? Ist denn heute Feiertag?“ fragte er, noch immer ungläubig auf das Gericht blickend.

„Sonntag,“ klang es kurz zurück.

Dann waren sie wieder allein.

„Hurra, Sonntag!“ schrie er los und tanzte um den Tisch herum. Und sie klatschte vor Freude in die Hände, als wollte sie den Takt dazu schlagen.

„Nun aber vorwärts, damit es nicht kalt wird!“ drängte er. „Wer kommt zuerst dran?“

„Ich glaube du.“

„Nein, du!“

Digitized by Google

„Nein, nein, ich hab' doch heute früh —"

„Das stimmt nicht!"

„Aber ich weiß es doch genau!"

Sie stritten sich herum, und wer sie so gesehen hätte, der hätte eher geglaubt, daß sie sich noch in der kindisch-seligen Zeit der Flitterwochen befänden, aber nicht kurz vor ihrer Scheidung.

„Na, weißt du," sagte sie schließlich, „wenn wir uns noch lange streiten, dann ist das Essen kalt, und wir haben beide nichts davon."

„Du hast recht. Wir wollen wieder losen."

„Ja, aber anders! Ich und du — Müllers Kuh — Müllers Esel — der bist du!" rief sie, mit dem Zeigefinger durch die Luft tippend. „Ah — du mußt anfangen!"

Es klang ganz traurig.

Er rückte sich die Schüssel näher, griff zu Messer und Gabel, die sie heute zur Feier des Tages statt des üblichen Löffels erhalten hatten, und fing an zu essen.

„Wirklich, das schmeckt! Das ist ja großartig gemacht!"

Er kaute mit vollen Backen.

Sie sah ihm lüstern zu.

„Willst du kosten?" fragte er.

„Nein — nein, laß nur, ich komme ja auch noch dran."

„Aber kosten kannst du doch."

Er hatte gerade ein besonders saftiges Stück Fleisch aufgespießt und hielt es ihr hin.

Einen Augenblick schwankte sie, dann sperrte sie das Mäulchen auf.

Er steckte ihr lachend den fetten Bissen hinein.

„Hm — fein!" machte sie.

„Nicht wahr — köstlich? Solchen Braten haben wir zu Hause nie gehabt!"

Digitized by Google

Es fiel ihr nicht ein, zu widersprechen, denn sie war in diesem Augenblick selbst davon überzeugt.

Er nahm einen neuen Bissen und aß, aber den nächsten reichte er ihr wieder hin.

Diesmal nahm sie ihn ohne Widerstreben. Und so aßen sie abwechselnd, er einen Bissen, dann sie einen, ohne zu wissen und zu bedenken, was sie taten.

Jetzt waren sie fertig.

„Nun bloß noch einen Schluck Wein!“ sagte er, sich behaglich die Seiten streichend. „Dann wäre das Diner vollkommen!“

„Du Schlemmer!“ rief sie lachend. „Hier ist Gänsewein! Soll ich dir eingießen?“

„Brr, nee — das verdirbt mir den ganzen Geschmack!“

„Ich trinke — besser als nichts.“

Und sie griff nach dem Kruge.

Ein Glas hatten sie auch erhalten.

Sie goß ein.

Aber beinahe hätte sie den Krug fallen lassen vor Schreck.

„Was — was ist denn das?“

Beide riefen es wie aus einem Munde.

„Das ist ja Wein!“ sagte sie.

„Unsinn!“ meinte er zweifelnd. „Die Bande will uns zum Narren halten.“

„Aber du siehst doch!“

Sie hielt ihm das Glas hin.

Er roch daran — schüttelte den Kopf, noch immer ungläubig. Dann kostete er.

„Wein — wahr und wahrhaftig Wein!“ schrie er. „Kinder, sind wir denn hier im Schlaraffenland?“

Er griff wieder nach dem Glase.

„Prosit, Katharina!“

Digitized by Google

Er nahm einen tüchtigen Schluck.

„Prosit, Hans!“ klang es ihm zu, als er ihr das Glas reichte.

Wie sie absetzte, trafen sich ihre Blicke.

Da kamen sie zur Erkenntnis, was sie eben getan: sie hatten sich bei ihren Namen genannt, die so lange nicht mehr über ihre Lippen gekommen waren.

Sie wurden rot wie zwei Kinder, die man auf einer Dummheit ertappt hat, und vermieden es, sich anzusehen.

Den Rest des Weines tranken sie schweigend.

Dann stellte sie sich wieder ans Fenster und sah hinaus, während er im Zimmer auf und ab wanderte.

Die Welt kam ihr wie verändert vor; alles sah so vergnügt aus, die Bäume, die Sträucher, der Rasen und erst gar die Spatzen, die lustig umherflogen; es war, als hätte auch die Natur ein Feiertagskleid angezogen.

In ihr selbst war es still und ruhig.

Sie sah nur immer in den Sonnenschein und die leuchtende Pracht draußen, ohne an etwas zu denken. Das tat ihr so wohl.

Ein erstaunter Ruf ihres Mannes weckte sie aus ihren Träumen.

Sie wandte sich um.

Er stand am Tisch und hielt eines der Schiffchen in der Hand, die sie am Vormittage gemacht hatte.

Kopfschüttelnd betrachtete er das kleine Ding.

Sie wurde blutrot. Rasch trat sie auf ihn zu. „Gib doch her!“

Aber er ließ es sich nicht wegnehmen.

Sie packte seinen Arm. Er riß sich los und lief fort. Sie hinterdrein.

So jagten sie sich herum, bis sie müde geworden war und erschöpft auf den Stuhl fiel.

Digitized by Google

Er stand und drehte das Schiffchen in seiner Hand, es von allen Seiten betrachtend.

„Du brauchst mich gar nicht auszulachen," rief sie trotzig, „wenn man nichts Besseres zu tun hat —"

„Oh, ich lache durchaus nicht. Im Gegenteil. Ich finde, das hast du sehr hübsch gemacht. Wirklich, sehr geschickt! Das hätte ich dir gar nicht zugetraut."

Sie mußte wider Willen lachen über dieses Kompliment. Aber das darin liegende Lob tat ihr doch wohl.

Er stellte das Schifflein auf den Tisch. Die Erinnerung kam ihm, wie er als Knabe solche Schiffchen gemacht und mit Kugeln danach geschossen hatte. Unwillkürlich nahm er ein Stück Papier und formte es zur Kugel. Damit warf er nach dem Schiffchen. Aber er traf nicht. Auch das zweite, das dritte Mal gelang es nicht.

Sie hatte ihm zuerst zugesehen. Dann aber machte auch sie sich eine Papierkugel zurecht und warf. Auf den ersten Wurf fiel ein Schiffchen um, der zweite ging fehl, aber der dritte traf wieder. „Hurra!" rief sie, vergnügt in die Hände klatschend.

Er wollte es ihr nachmachen, aber von drei Würfen traf nur einer.

Sie stellten alle Schiffe nebeneinander. Jedes nahm die gleiche Anzahl. So bildeten sie zwei Parteien, und jedes mußte suchen, die Flotte der Gegenpartei umzuwerfen. Wer zuerst alle getroffen, hatte gesiegt.

Das war alles geschehen, ohne daß sie ein Wort dabei sprachen. Nur die Freudenrufe, die jedem Wurf folgten, waren zu hören.

Auf einmal kamen sie zur Besinnung.

Und ebenso unvermittelt und wortlos, wie sie angefangen hatten, hörten sie auf. Sie trat wieder ans

Digitized by Google

Fenster; er aber ballte die Schiffchen zusammen und warf sie in eine Ecke.

Der Rest des Nachmittags verlief still. Jedes war mit seinen Gedanken beschäftigt. Aber diese Gedanken waren, ohne daß sie es wußten, die gleichen.

Sie grübelten darüber nach, warum sie wohl heute so ganz anders gewesen waren als die beiden ersten Tage.

Hatten sie sich nicht wie zwei Verliebte benommen?

Wie war das möglich gewesen?

War es wirklich Haß, was sie gegeneinander empfunden hatten?

Sie standen wie vor einem Rätsel.

Beide hatten den Wunsch, miteinander zu sprechen, aber jedes scheute sich, zuerst das Wort an den anderen zu richten.

So wurde es Abend.

Das Fenster ihres Zimmers ging nach Westen.

Sie stand und sah dem Sonnenuntergange zu, wie sie es an den beiden Tagen vorher getan hatte. Aber ihr Empfinden war anders geworden. War das Schauspiel, das die sinkende Sonne bot, heute so viel schöner, oder hatte sie vorher nur keinen Sinn dafür gehabt?

Ihre staunende Bewunderung riß sie schließlich zu dem Rufe hin: „Sieh doch nur, wie schön das ist!“ Sie wußte selbst nicht, wie sie dazu kam, ihren Mann teilnehmen zu lassen an ihrer Freude; aber sie konnte nicht anders, sie handelte wie unter einem Zwange.

Er stellte sich neben sie. Auch er ward ergriffen von der schlichten Schönheit des Sonnenunterganges. Er bot nichts Großartiges wie auf hohen Bergen oder an der See, aber es lag eine große, feierliche Ruhe über der Natur, die sie ergriff.

Digitized by Google

Weit hatten sie das Fenster geöffnet. In der Ferne hob das Abendläuten an; leise nur und verschwommen drangen die Klänge zu ihnen herüber, aber es war etwas so Stilles, Friedliches darin, wie sie es beim Klange der Glocken noch nie empfunden.

Da zog auch in ihre Seelen die Sehnsucht nach Ruhe und Frieden ein.

Sie dachten der Zeit ihrer jungen Liebe, dachten eines Tages, da sie auch so allein gestanden und dem Sonnenuntergange zugesehen hatten.

„Weißt du noch — unser erster Sonnenuntergang?"

Er nickte.

In den Bergen war es gewesen, sie waren ganz jung verheiratet. Sie sahen sich wieder, eng aneinander geschmiegt, glücklich in ihrer Einsamkeit. Das alte Volkslied fiel ihm ein: „Lang, lang ist es her." Mechanisch sprach er die Worte vor sich hin, und seine Stimme zitterte wie in verhaltener Wehmut.

„Wenn wir damals geahnt hätten, daß wir heute so — so —"

Sie brach ab.

„Katharina!" Er versuchte seiner Stimme einen festen Klang zu geben.

Sie sah ihn an. In ihren Augen standen Tränen. Er gab sich einen Ruck; er wollte die Rührung, die ihn überkam, unterdrücken.

„Katharina! — Wir wollen nicht sentimental werden. Wozu? Geschehenes läßt sich doch nicht mehr ändern. Wir stehen heute wahrscheinlich zum letzten Male so zusammen — du weißt ja — noch ein paar Tage, dann sind wir frei!"

„Sind wir frei!" wiederholte sie mechanisch.

„Ja — frei," fuhr er fort. „Das hast du ja ersehnt — frei von mir willst du sein! Wie oft hast du mir das

Digitized by Google

gesagt! Nun, bald wird es so weit sein. — Aber, Katharina, wollen wir nicht wenigstens in Frieden scheiden? Wir haben uns doch — einst liebgehabt, und wenn wir uns dann nicht mehr verstehen konnten — es war wohl unser beider — oder auch keines Schuld. Wer will das entscheiden?"

Er reichte ihr die Hand. Sie legte die ihre hinein. Er fühlte, wie sie zitterte. Die feine, weiche Hand, wie oft hatte er sie an seine Lippen gezogen! Und wie lange war es her, daß sie keinen Händedruck mehr getauscht hatten!

Aber er wollte nicht weich werden. Beinahe heftig zog er seine Hand zurück. Sie blickten wieder hinaus, um sich nicht ansehen zu müssen.

Die Sonne war schon tief gesunken, jeden Augenblick mußte sie verschwinden.

Jetzt — der letzte Strahl!

Ein kühler Windhauch folgte ihm — es fröstelte sie, und sie traten vom Fenster weg, das er hastig schloß.

* * *

Es blieb still zwischen ihnen.

Dunkel wurde es im Zimmer, und diese Dunkelheit hatte heute etwas Beängstigendes für sie.

Wie erlöst atmeten sie auf, als das Licht gebracht wurde.

Rasch verzehrten sie ihr Mahl. Dann ging er wieder auf und ab, sie blieb auf dem Stuhle sitzen.

„Willst du dich nicht auch setzen? Du mußt ja müde werden!" sagte sie.

„Nein, danke, bleib nur sitzen; es ist ja bald Zeit zum Schlafen."

Nach einer Pause begann sie wieder: „Heut mußt

Digitized by Google

du dich aber aufs Sofa legen — ich bleibe hier auf dem Stuhle sitzen."

Er wollte nichts davon wissen.

Sie kämpfte mit einem Entschluß.

Plötzlich stand sie auf und trat dicht vor ihn: „Hans, wir haben uns versprochen, wir wollen ohne Haß voneinander gehen. Wir haben uns das Leben so schwer gemacht in diesen Jahren, warum wollen wir es auch jetzt noch tun? Gerade jetzt sind wir doch ganz aufeinander angewiesen. Man hat uns ja nur einen Stuhl, ein Sofa gegeben; wollen wir es nicht auch redlich teilen?"

Er machte eine heftig abwehrende Bewegung.

„Hast du Furcht vor mir — oder bin ich dir so schrecklich geworden?" fragte sie mit traurigem Lächeln. „Tu mir den Gefallen, ich bitte dich darum. Ich habe auch keine Ruhe, wenn ich weiß, daß du die ganze Nacht hier auf dem Stuhle sitzen mußt."

Wie sie so zu ihm sprach, da war es ihm, als würde er weit, weit weg getragen von hier, und als wäre er nicht er, sie nicht sie, als wären sie ganz andere Menschen.

Wie ein Traum erschien ihm das alles. Dann hörte er sie wieder reden, und es klang so schelmisch, wie sie als Braut gesprochen, wenn sie eine gute Idee hatte.

„Komm, wir wollen die dummen Menschen betrügen. Die wollen uns nur einen Platz geben, aber wir haben doch zwei. Pack mal an — so!"

Mechanisch faßte er den Tisch, wie sie es tat. Sie trugen ihn ans Sofa.

„So, und nun setzt du dich hierher!"

Sie drückte ihn in die eine Ecke des Sofas, setzte sich in die andere und zog sich den Stuhl heran. „So," rief sie vergnügt, „nun können wir beide sitzen und bequem die Füße auflegen."

Digitized by Google

Er war wie willenlos und starrte sie nur immer an wie ein fremdes Wesen.

„Komm, wir wollen uns beschäftigen," sprach sie, nahm die Schüssel und den Wasserkrug vom Tisch und stellte beides auf die Erde. Dann holte sie das weggeworfene Papier und begann es zu glätten.

Er half ihr dabei, aber er tat es ganz mechanisch. Immer wieder streifte sein Blick zu ihr hinüber; sie erschien ihm so völlig verändert.

Bald hatten sie die Schiffchen wieder aufgestellt, aber es fehlte ihnen die Lust, das Spiel vom Nachmittag fortzusetzen. Mit einer Handbewegung warf sie alle um und schob sie vom Tisch hinunter.

Einige Minuten saßen sie schweigend da.

„Weißt du," fing sie dann auf einmal an, „wenn man sich's recht überlegt, war der heutige Tag gar nicht so schlimm."

„Ja, du hast recht," versetzte er.

Nach einer Weile fuhr sie fort: „Es war eigentlich sehr hübsch; wenigstens zeitweise — findest du nicht auch?"

„Ja, gewiß."

„Denk mal, zu Hause sind wir doch nie so vergnügt gewesen wie heut."

„Ja — zu Hause!" klang es fast traurig zurück.

„Zu Hause hätten wir uns aus solchem Spiel nichts gemacht, hätten es nur dumm gefunden, miteinander zu spielen. Wann haben wir das je getan?"

„Wir haben ja nie füreinander Zeit gehabt," fiel er ein, bitter lachend.

„Ja, das ist es, wir haben keine Zeit füreinander gehabt." Sie schwieg, dann aber fuhr sie hastig fort, als wäre ihr plötzlich ein Gedanke gekommen: „Du, hast

Digitized by Google

du dir schon einmal überlegt, warum man uns so allein eingesperrt hat?“

„Na, es soll doch eine Strafe sein.“

„Glaubst du das wirklich? Wenn man uns bestrafen wollte, hätte man es doch auf bessere Art tun können.“

„Hm. Man hat wohl gedacht, dies würde uns besonders hart treffen.“

„Ich glaube es nicht. Weißt du, was ich mir denke? Diese Einsamkeit hier sollte ein Mittel sein, uns wieder zusammenzubringen.“

Er mußte laut lachen. „Ein merkwürdiges Versöhnungsmittel!“

„Findest du?“ versetzte sie mit seltsamem Nachdruck. „Du denkst, es ist bloß eine tolle Idee von mir. Nun gut. Aber nimm mal an, man hätte wirklich die Absicht gehabt, uns auszusöhnen.“

„Nein, weißt du, das ist zu komisch, diese Idee!“

Sie gab nicht nach. „Aber man kann es doch annehmen, wenn es auch dumm ist — nicht wahr?“

„Annehmen — meinetwegen.“

„Na also. Und nun, bitte, beantworte mir ehrlich die Frage: Findest du, daß uns diese drei Tage noch mehr entzweit haben?“

„Nein — das allerdings nicht. Aber —“

„Findest du nicht, daß wir uns im Gegenteil näher gekommen sind, wenn auch vielleicht nur ein wenig?“

„Ja — — ja — — allerdings!“

„Sind wir nicht schon so weit, daß wir ohne Haß voneinander gehen wollen? Und wie haben wir uns gehaßt, als wir hierher kamen! Hast du das vergessen?“

Er gab keine Antwort, so verwirrt war er durch diese Auseinandersetzung. Wenn es wirklich so war, wohin würde das führen? Etwa zur Versöhnung?

Digitized by Google

Um Himmels willen nicht! Er dachte der letzten Zeit ihrer Ehe, wie es Tag für Tag Streit zwischen ihnen gegeben, wie sie sich nicht mehr ansehen konnten, ohne sich etwas Häßliches zu sagen. Nein, nein, das war zu viel. Was geschehen war, ließ sich nicht wieder gutmachen.

Sie hatte den gleichen Ideengang gehabt.

Nun saßen sie wieder still und grübelten. Der Gedanke, einmal aufgetaucht, ließ ihnen keine Ruhe.

Sie war aufgestanden, rasch ein paarmal durchs Zimmer gegangen; dann setzte sie sich wieder.

„Ich möchte dich etwas fragen, Hans. Willst du mir ganz ehrlich antworten?"

„Ja."

Sie rückte näher an ihn heran. „Ich weiß, Hans, du hast anderen Frauen den Hof gemacht in letzter Zeit. Hans, sag mir die Wahrheit — ganz offen: hast du eine bessere gefunden?"

„Nein," klang es fest zurück.

Sie griff mit der Hand nach ihrem Herzen, als wollte sie das ungestüme Pochen zur Ruhe bringen. Dann faßte sie seine Hand, krampfhaft hielt sie sie. „Und sag mir, Hans, hast du eine andere Frau wirklich liebgehabt?"

„Nein, ich habe nur eine wirklich liebgehabt — das warst du."

Ein schmerzvoller Aufschrei brach aus ihrer Brust. Ihr war, als verlöre sie die Besinnung. Sie griff mit der freien Hand um sich, um eine Stütze zu suchen. Er war aufgesprungen und schlang seinen Arm um sie.

So lag sie, den Kopf an seiner Brust, von heftigem Schluchzen geschüttelt.

Sanft streichelte er ihr Haar. „Katharina," sagte er leise, begütigend. Und wie seine Finger über ihr

Digitized by Google

Haar glitten, hatte sie in all ihrem Schmerz ein Glücksgefühl, wie sie es nur in ihrer jungen Liebeszeit empfunden.

Sie wurde ruhig, das Schluchzen hörte auf, aber sie wollte sich nicht aufrichten, immer hätte sie so liegen mögen, von seinen weichen Händen gestreichelt. Und dann stieg ihr die ganze letzte Zeit wieder auf mit all ihren Häßlichkeiten; in rasendem Fluge zog ihr Leben an ihr vorüber bis in die kleinsten Einzelheiten.

Aber sie sah jetzt alles mit anderen Augen an. Sie fand auf einmal, daß sie allein die Schuld trug an allem, was geschehen war.

Sie wollte sich wehren, sich verteidigen gegen sich selbst; aber sie fand nichts, was sie als Anklage gegen ihren Mann hätte vorbringen können — nichts, gar nichts. Und früher hatte sie ihm doch alle Schuld zugeschrieben und hatte geglaubt, darin nur gerecht zu urteilen.

Wo waren jetzt alle die Gründe hin, die sie dafür gefunden? Sie stöhnte auf wie zum Tode verwundet.

Da beugte er sich herab und küßte sie auf die Stirn. „Käthi!“ flüsterte er leise.

Sie umklammerte ihn und zog ihn an sich, daß er auf ihren Schoß zu sitzen kam.

„Sag's noch einmal — noch einmal!“ bat sie. „So hast du mich nicht mehr genannt seit unserer ersten Zeit, weißt du noch? Bin ich denn noch deine Käthi?“

„Du bist es noch immer, bist es immer gewesen — Käthi — kleine Käthi!“

Ein Jubelruf übertönte alles, was er noch sagte.

Dann ruhten ihre Lippen aufeinander und sie küßten sich wie im Rausche der ersten verzehrenden Leidenschaft.

* * *

Digitized by Google

Es war früh am Morgen, als sie erwachte. Verstört fuhr sie aus ihrer Ecke in die Höhe. Ihr Mann lag noch im tiefen Schlafe. Mit einem Schlage kam ihr die Erinnerung. Was sollte nun werden? Konnten sie noch an Trennung denken? Sie fühlte keine Reue, nur Angst vor der Zukunft stieg in ihr auf.

Wie wird er denken, heute in der grauen Wirklichkeit? War es nur ein Rausch gewesen, was sie zusammengeführt?

Sie betrachtete den Schläfer, der so ruhig und friedlich ihr gegenüber lag. War das der Mann, den sie so sehr gehaßt hatte?

Sie schüttelte den Kopf, als könnte sie es nicht glauben, daß sie ihn gehaßt.

War nicht alles ein häßlicher Traum gewesen, daß sie jahrelang entzweit gelebt hatten und sich nun trennen wollten für immer?

Waren sie nicht jung verheiratet, und ruhten Seite an Seite in ihrem Heim?

Sie sah sich um in dem Dämmerlicht, das noch im Zimmer herrschte.

Nein, das war ihr Heim nicht; es war kein Traum, sie waren hier — auf Befehl des Königs — die letzten Tage vor ihrer Scheidung.

Sie sank in die Ecke zurück. So lag sie und suchte ihre Gedanken zu ordnen; aber es war ein solches Chaos, es wirbelte in ihrem Hirn so durcheinander, daß ihr der Kopf zu schmerzen begann.

Ihr Mann machte eine Bewegung.

Da fuhr sie auf. Jetzt sollte er sie nicht sehen, jetzt nicht.

Wenn er nur wieder einschlafen möchte!

Sie horchte auf seine Atemzüge, die tief und ruhig waren. Dann erhob sie sich.

Digitized by Google

Vorsichtig, um ihn nicht zu wecken, stieg sie über den Stuhl hinweg und begann sich hastig zu waschen. Hin und wieder warf sie einen raschen Blick auf ihn, um zu sehen, ob er noch schliefe.

Als sie mit ihrer Toilette zu Ende gekommen, atmete sie auf.

Dann nahm sie ihren kleinen Spiegel, den sie in den letzten Tagen gar nicht benützt hatte und prüfte, ob ihre Kleidung in Ordnung wäre.

Sie strich und glättete hier und da — in dem halb unbewußten Wunsche, sich schön zu machen.

Unwillkürlich mußte sie lächeln. Wer ihr vor acht Tagen gesagt hätte, daß sie sich noch einmal schmücken würde, um ihm zu gefallen!

Wie rasch man sich doch ändern kann!

Endlich war sie fertig.

Sollte sie ihn jetzt wecken?

Sie trat an das Sofa, aber sie scheute sich, ihn zu berühren oder ihn bei Namen zu rufen.

Sie trat wieder weg.

Dabei stieß sie an den Stuhl, der vor dem Sofa stand.

Das Geräusch erweckte ihn.

Schlaftrunken rieb er sich die Augen. Dann richtete er sich ein wenig auf. Sie sah es ihm an, daß auch er nicht wußte, wo er sich befand.

„Guten Morgen, Hans!“ sagte sie schüchtern.

Er sah sie an mit einem Blick, als gewahre er eine fremde Erscheinung. „Guten Morgen!“ sagte er dann. Es klang mechanisch, als wisse er nicht, was er sprach. Dann sprang er mit einem Satze auf.

Sie war ans Fenster getreten.

In wenigen Minuten war er gewaschen und gekämmt. Einen Augenblick schien er zu überlegen, dann trat er entschlossen neben sie.

Digitized by Google

„Guten Morgen, Katharina!“ Er reichte ihr die Hand.

Sie schlug ein, die Augen zu Boden gesenkt.

So blieben sie stehen, Hand in Hand.

„Käthi!“ sagte er leise, fast flüsternd.

Sie sah auf.

„Gib mir auch deine andere Hand, Käthi! Sind wir noch böse aufeinander?“

Sie schüttelte den Kopf.

„Ich weiß nicht, wie ich es beschreiben soll, was ich jetzt fühle.“

„So wie ein großes Glück — ja?“ fragte sie, ihn voll anblickend.

Er nickte heftig. „Ja, wie ein großes Glück!“

„Hans!“ jubelte sie auf.

Er hatte sie an sich gezogen, ganz sanft; ihr Kopf lehnte an seiner Schulter.

„Und nun? Was soll nun werden, Käthi?“

Sie gab keine Antwort.

„Können wir uns jetzt wirklich trennen?“

Sie schwieg noch immer, wußte nicht, was sie sagen sollte und hätte ihm doch so viel sagen mögen.

„Käthi, sag, möchtest du noch frei sein von mir, mich noch verlassen?“

„Nie, nie!“ schrie sie auf.

„Und ich auch nicht.“

„Werden wir uns denn jetzt wieder liebhaben?“ fragte sie.

„Glaubst du es nicht?“

„Doch, doch — ich glaub's.“ Es klang wie eine feste Überzeugung. „Nur unser Leben muß anders werden, als es war.“

„Ja, ganz anders,“ stimmte er zu. „All die dummen,

Digitized by Google

fremden Leute, was gehen die uns an. Für uns wollen wir leben — nicht wahr?"

„So soll es sein," bestätigte sie. „Erst kommen wir und noch hundertmal wir — — und dann erst die anderen."

Er richtete ihren Kopf auf, und ihre Lippen fanden sich in einem langen, innigen Kusse.

* * *

Das gewohnte Klopfen schreckte sie auf.

Das Frühstück wurde gebracht.

Als sie wieder allein waren, drückte sie ihn auf den Stuhl und setzte sich auf seinen Schoß, einen Arm um ihn schlingend.

„Füttere mich!" bat sie.

Und er führte den Löffel an ihren Mund, als wäre sie ein kleines Kind.

Aber jeden zweiten Löffel mußte er für sich nehmen.

Der Vormittag verging ihnen wie im Fluge. Wie ein Liebespaar kamen sie sich vor, das eben das erste Geständnis der Liebe getauscht. Aber wie anders war diese Liebe als in der Brautzeit!

Jedes muß suchen, den anderen zu verstehen, seine Fehler zu verzeihen — das sollte ihr Grundsatz sein für das neue Leben.

Dieses neue Leben malten sie sich in allen Einzelheiten aus — immer von dem Bestreben beseelt, sich von Übertreibungen frei zu halten, und wenn eines in der Schilderung, wie es nun werden sollte, zu weit ging, wies das andere ihn gleich zurecht, hob auch die Schattenseiten hervor, die ein inniges Zusammenleben zwischen zwei Menschen doch immer haben muß.

Aber vor diesen Schatten, die zweifellos auf ihren

Digitized by Google

Weg fallen mußten, fürchteten sie sich nicht mehr. Der graue Alltag hatte seine Schrecken für sie verloren.

* * *

Als ihnen am Mittag das Essen gebracht wurde, saßen sie noch immer zusammen, sich eng umschlungen haltend.

Sie blieben auch ruhig so sitzen, als die beiden Männer eintraten, und freuten sich über deren verdutzte Gesichter.

„Majestät lassen fragen, ob Sie nicht etwas mitzuteilen hätten," sagte der Kastellan.

Die beiden nickten sich lustig zu.

„Etwas mitzuteilen? Nicht daß ich wüßte," entgegnete der Mann. „Oder du vielleicht?"

„Freilich," rief sie, „ich habe etwas mitzuteilen, Herr Kastellan. Melden Sie, bitte, Majestät, wir hätten den einzigen Wunsch, die acht Tage möchten bald vorbei sein, damit wir nach Hause können."

Der Kastellan machte ein noch verdutzteres Gesicht und stotterte: „Ja — ja — ich werde es melden."

Als er die Schwelle überschreiten wollte, prallte er zurück.

An der Tür erschien der König, hinter ihm der Narr.

„Ihr braucht nichts zu melden," sagte der König zu dem Paare, das erschrocken aufgesprungen war und in der Mitte des Zimmers stand. „Der einzige Wunsch, den ihr habt, ist erfüllt. Ihr seid frei und könnt nach Hause gehen."

„Oh, Majestät," begann der Mann.

Die Frau fiel ihm ins Wort: „Es war ja nur Scherz. Dürfen wir nicht noch hier bleiben?"

Digitized by Google

Aber der König lachte. „Nein, das geht nicht. Noch viele Paare warten auf die Zweisamkeit. Hoffentlich wirkt's immer so gut wie bei euch! Und jetzt vorwärts!“

Der Narr lachte noch viel mehr als sein Herr. „Vorwärts — hinaus mit euch!“ schrie er.

Und lachend hüpften die beiden Eheleute über die Schwelle ihres Gefängnisses. Und wenn sie nicht gestorben sind, leben sie heute noch.

Digitized by Google

Gefiederte Ziehkinder.

Von Th. Seelmann.

Mit 11 Bildern. (Nachdruck verboten.)

Piepend, zirpend, schnarrend und kreischend stürmt an einem hellen Frühlingsmorgen mit schwirrenden Flügelschlägen eine Kleinvogelschar, Bachstelzen, Laubsänger, Grasmücken und Würger, auf einen schlanken, aschgrauen Vogel von etwa Taubengröße ein, der auf einem grünschimmernden Buchenast sitzt. Der Angegriffene spreizt die Schwingen, teilt Schnabelhiebe aus und zischt ein heiseres „Särrr". Doch von neuem stößt der lärmende Schwarm auf ihn herab, abermals beißt der Befehdete erbost um sich, um sich nach kurzer Pause wiederum bestürmt zu sehen. Endlich ist er der Belästigung müde. Er lüftet die Flügel und streicht unter dem Geschrei seiner Feinde in den Wald ab.

Der Verfolgte ist ein Kuckucksweibchen, das sein heimatliches Revier durchmustert, um geeignete fremde Nester auszuspähen, in die es später seine Eier niederlegen kann. Die Angreifer aber gehören zu jener langen Vogelreihe, der die Aufgabe erwächst, die untergeschobenen Kuckuckseier auszubrüten und die ausschlüpfenden, ungebärdigen Ziehkinder zu ernähren und zu pflegen. Als ahnten sie, welche Mühen und Beschwerlichkeiten ihnen dies aufgedrungene Mutteramt bringen würde, lassen schon jetzt die dafür Auserkorenen ihren Verdruß an der Kuckucksschwester aus.

Madame Kuckuck hat leichtes Blut. In kurzem ist

Digitized by Google

der unleidliche Vorfall vergessen, und wenn sie vollends den lockenden Ruf eines Kuckuckkavaliers vernimmt, ist ihr Sinn nur darauf gerichtet, den holden Verehrer zu Gesicht zu bekommen. Dort oben auf einem Eichenbaum sitzt er! „Guguh, guguh, guguh!“ meldet er sich ununterbrochen. Eilends fliegt das Kuckuckdämchen in seine Nähe, kokettiert und bricht entzückt in ein kicherndes „Jikikickick!“ aus. Im nächsten Augenblick erhebt sich der Kuckuckherr. „Guguh, gugugguh, gugugguh!“ antwortet er, von dem Lachen der Schönen bezaubert, bringt dann selbst ein schallendes „Haghaghaghag!“ hervor und schwebt zu der Angebeteten heran. Sie sieht ihn gern nahen, aber gleichwohl flüchtet sie unter einem neuen „Jikikickick!“ davon. Berauscht stürmt ihr der Kuckuck nach, und nun jagen die Verliebten in wilder Hast unter dem wechselnden Gelächter von „Jikikickick“ und „Haghaghaghag“ durch Baumwipfel und Gebüsch.

Frau Kuckuck wird die Unterbringung ihrer Nachkommenschaft in der Tat nicht leicht. Muß sie doch für zwanzig Eier und mehr fremde Niststätten ausfindig machen. Und überall empfangen sie die Besitzer mit abwehrendem Gezeter und scharfen Schnabelhieben. Da gilt es denn, die Zeit abzupassen, in der die Hauseigentümer abwesend sind. Allmählich gelingt denn auch die Einschmugglung. Je einen Tag um den anderen wird ein Ei zu den fremden Gelegen gefügt. Nach dem Haus, in dem sie selbst einst das Licht der Welt erblickte, bevorzugt Frau Kuckuck die Kinderstube eines Feldsperlings, einer Dorngrasmücke, einer Amsel, eines Wiesenschmätzers, eines Hänflings und vieler anderer mehr.

Die arglosen Vogelmütter merken von dem schändlichen Betrug nichts. Die Kuckuckseier, die ihnen ins Nest gebettet wurden, sind nur klein und gleichen in

Digitized by Google

der Färbung täuschend den eigenen Eiern. So brütet denn jede Vogelmama, der Frau Kuckuck ein Patengeschenk in die Wiege legte, aufopferungsvoll auf dem Ei, das den Findling birgt.

Dann aber kommt der Tag, der die erste unangenehme Überraschung beschert. Die Schalen bersten, und die Jungen schlüpfen aus. Aber während die Mehrzahl niedliche Dingerchen sind, die ganz der Mutter

Was ist das für ein Untier?

ähnlich zu werden versprechen, hockt daneben ein unförmiges Etwas. Vielleicht durchzuckt schon da die Frau Haubenlerche oder die Frau Zeisig die bange Frage, die sie sich später noch oftmals stellen wird: „Was ist das für ein Untier?“

Auf dem winzigen Leib des Wechselbalges sitzt ein plumper Kopf mit massigen Augäpfeln. Das ginge indessen noch an, aber von Tag zu Tag wird das Ziehkind immer noch häßlicher. Aus der schwärzlichen Haut wachsen struppige Stoppeln hervor, die sich langsam

Digitized by Google

blauschwarz färben, und die ganze Gestalt plustert sich zu einem ungefügen Ballen auf. So ähnelt der unheimliche Nestling weniger einem Vogel als einer Kröte.

Von Tag zu Tag wird es ärger mit ihm. Er wächst mit einer fabelhaften Geschwindigkeit, und für seinen unablässig zunehmenden Körperumfang braucht er in dem kleinen Nest Platz, viel Platz. Er macht sich breit,

Ein unartiges Kind.

wendet und dreht sich, und so kommt es eines Tages zur unvermeidbaren Katastrophe: der Unhold wirft durch seine Bewegungen einen seiner kleinen Mitbrüder zum Nest hinaus! Dieser bedauerliche Vorgang wird sich so oft wiederholen, bis der Eindringling nur noch allein das Nest einnimmt.

Auf jeden Fall aber haben die Pflegeeltern mit ihm ihre schwere Plage. Denn er ist schier unersättlich. Immer hält er den Schnabel aufgesperrt, und naht Mama und Papa Grasmücke mit einem leckeren Bissen, so ist er es, der sich zuerst vordrängt und seine noch

Digitized by Google

vorhandenen Stiefgeschwister rücksichtslos beiseite schiebt.

Vollends aber wird er zu einer wahren Range, wenn er sich im ersten Gefieder neben dem Nest niederhocken kann. Die arme Vogelmutter will liebevoll neben ihrem vermeintlichen Kind Platz nehmen, aber das unartige Geschöpf reißt frech und abweisend den Schnabel auf. „Das ist Kinderdank!“ denkt wohl die Bekümmerte.

Oh, dieser Abgrund!

Nein, von Dank weiß Jungkuckuck nichts. Er sieht es als eine selbstverständliche Pflicht der Eltern an, daß sie die Kinder ernähren müssen. Und so mahnt er sie immer wieder durch den weitgeöffneten Schnabel, der wohl der Pflegemutter als ein unausfüllbarer Abgrund erscheint, stets an ihre Schuldigkeit.

Er ist ein Vielfraß sondergleichen. Mag das Dorngrasmückchen sich noch so sehr in Feld und Busch abplagen, um Atzung zusammenzusuchen, der Unhold ist nicht satt zu kriegen. „Futter — Futter!“ schreit er, sobald er der Ärmsten ansichtig wird, und kaum hat er

Digitized by Google

die herbeigetragene Raupe verschlungen, so schreit er von neuem: „Noch mehr Futter!“

Futter — Futter!

Noch mehr Futter!

Es ist für das besorgte Mutterherz zum Verzweifeln. Kann es dem bedauernswerten Wesen verübelt werden,

Digitized by Google

wenn es zuweilen wenigstens von Groll gegen den ſchlimmen Burſchen erfüllt wird? Da hat das Pflege-

Runter muß es!

Ich danke für Obſt.

mütterchen mit harter Mühe einen dicken Käfer herbeigeſchleppt. Aber dem Pflegeſöhnchen iſt der Happen

Digitized by Google

wohl noch zu groß, er soll erst hübsch zerkleinert werden, und so bequemt er sich nicht zum Zuschnappen. Aber heute macht die sonst so Zärtliche nicht viel Federlesen. Sie ist schon genug gequält worden. Kurz entschlossen springt sie heran und stopft den Käfer in den Schlund, wobei fast ihr Köpfchen darin versinkt, mit der Losung: „Runter muß es!“

Aber immer läßt sich Jungkuckuck nicht auf diese

Nun, was willst du?

Weise übertölpeln. Er ist zwar nicht sehr wählerisch, aber gewisse Geschmackseigenheiten hat er gleichwohl. Frau Grasmücke hat ein hübsches, rotes Beerchen aufgepickt und will es erfreut ihrem Pflegling verabreichen. Er sträubt sich, wirft den Kopf hoch, schlägt mit den Flügeln, so daß das Grasmückchen erschreckt die Beere fallen läßt, und sein ganzes entrüstetes Gebaren besagt unzweideutig: „Ich danke für Obst!“

Was treibt nun während all dieser Zeit Madame Kuckuck? Sie vergnügt sich. Denn sie ist kleineren

Digitized by Google

Abenteuern durchaus nicht abgeneigt, und so knüpft sie denn hin und wieder mit diesem oder jenem Herrn Kuckuck einen unterhaltenden Flirt an. Doch aller Muttergefühle ist sie keineswegs bar. Im Anfang revidiert sie pünktlich die Nester, denen sie ihre Eier anvertraut hat, und prüft, ob alles in Ordnung ist. Erscheint ihr der fremde Haushalt zu liederlich, so nimmt sie wohl ihr Ei und trägt es nach einem anderen Obdach,

Ist das ein Riese!

wo es eine bessere Unterkunft findet. Böse Zungen behaupten sogar, sie bezeige ihre Liebe für ihre Nachkommenschaft noch dadurch, daß sie die eingesessenen Jungen, die ihrem Sprößling den Platz streitig machen, grausam aus dem Nest wirft. Aber man soll auf üble Nachrede nichts geben. Indessen steht fest, daß sie sich um die Ernährung und weitere Aufzucht ihrer Kinder nicht kümmert. Ein Vorwurf sollte ihr daraus billigerweise nicht gemacht werden, denn niemand kann gegen seine Natur.

Jungkuckuck befindet sich ja trotzdem wohl in seiner

Digitized by Google

Haut. Er nimmt nicht nur zu an Leibesumfang, sondern auch an Selbstbewußtheit. Der Feldsperling ist gewiß ein kecker und dreister Geselle. Fühlt sich aber mal einer gedrungen, Kuckuckchen einen nachbarlichen Besuch abzustatten, dann behandelt der Kuckuckjunker den Bauer so von oben herab, daß er aus seiner Zurückhaltung deutlich die unwillige Frage herausspürt: „Nun, was willst du?“

Komm mit!

Mit der Zeit empfindet die Pflegemutter an dem Burschen mehr und mehr Wohlgefallen. Kuckuckchen wird jetzt schmuck, und namentlich imponiert der Frau Zeisig oder der Frau Goldammer seine stattliche Größe. Er ist nunmehr der Pflegemutter tatsächlich über den Kopf gewachsen, und sie erscheint sich neben ihm wie ein Zwerg. Sie muß zu ihm aufblicken, und gewiß denkt sie oftmals in bewundernder Betrachtung: „Ist das ein Riese!“

Aber trotz seiner Größe will Jungkuckuck immer noch

Digitized by Google

nicht fliegen. Er ist eben von behäbiger Veranlagung. Vergebens bettelt die Ziehmutter: „Komm mit, komm mit!“ Solange ihm die feisten Raupen durch die unermüdliche Fürsorge seiner Pflegerin in den Schnabel wachsen, bleibt er harthörig und denkt nicht daran, sich selbst zu bemühen und zu einem Ausflug aufzuraffen.

Nun geht's in die Ferne.

Zuletzt wird indessen die Ernährung immer schwieriger. Der junge Herr Kuckuck fühlt beständig eine quälende Magenleere, und so entschließt er sich denn endlich, von der ihm jetzt unbehaglichen Heimstätte Abschied zu nehmen. Er schwingt sich auf einen nahen Baum, streckt sich einigemal, zieht die Federn durch den Schnabel und knurrt ein mißgestimmtes „Girrke!“ Ja, es ist nicht gerade ergötzlich, wenn man fortan für sich selbst sorgen muß. Aber es läßt sich leider nicht ändern. Ärgerlich hebt er die Schwingen und zieht ohne Dank in die Ferne.

Digitized by Google

Der Fremdling.

Erzählung von Anton Schlagentin.

(Nachdruck verboten.)

Die Sonne ging zur Rüste, vergoldete noch einmal den Heiligenberg bei Gensungen und die Homberger Höhenkette. Auf dem Bahnhof Wabern flammte das elektrische Licht auf. Im Edertale fuhr ein Zug dem Bad Wildungen zu. Auf den Feldern wurde die Frühjahrsbestellung abgebrochen, nach Udenborn, Zennern, Kappel, Obermöllrich bewegten sich in müdem Schritt Pferde- und Ochsengespanne heimwärts.

Ein hagerer, großer Herr, lang wallte ihm der weiße Bart auf die Brust, stand am Waldrand und atmete in ruhigen, tiefen Zügen die würzige Frühlingsluft in seine Lungen. Oft stand er hier, der Baron von der Kalbsburg, bevor die Sonne hinter den Waldecker Bergen verschwand. Zu seiner Linken ragten, jenseits des breiten Tales, die spitzen Türme des Fritzlarer Domes wie zwei Finger gegen den rotglühenden Abendhimmel. Nebelschwaden fliegen von der Eder auf, dem wilden Fluß, der da oben bei Waldeck gebändigt wurde durch eine riesige Talsperre. Seine Kraft wurde in Elektrizität umgesetzt, die Ufer waren reguliert worden, damit die Wassermassen nicht mehr Kies auf das fruchtbare Land schwemmen konnten, auf dem Zuckerrüben gut gediehen. Es ging vorwärts, vorwärts auf der ganzen Linie. Die Zuckerfabrik am Waberner Bahnhof,

Digitized by Google

deren Esse dicken Qualm gegen den Himmel schleuderte, war ein Segen für die Landschaft geworden.

Und der sie gebaut, heute ein alter Mann, war vor vierzig Jahren als Kleinbauer aus dem Braunschweigischen gekommen. Da drüben saß er auf seinem Rittergute, das in einem Sattel eingebettet lag. Seine Söhne bewirtschafteten Domänen und Güter in der Gegend. Damals waren hier Schafherden über das Land gezogen, der Braunschweiger aber hatte den Kurhessen das Wirtschaften gelehrt. Gutmütig, nüchtern, arbeitsam ist dieses Landvolk. Aber ein zu weiches Herz haben sie, diese Kurhessen. Ein weiches Herz, das sich ausnützen läßt — immer wieder. Der Braunschweiger freilich hatte es nie getan — nie! Hatte nie auf Dank und Anerkennung gerechnet, trotzdem die Zuckerfabrik hohe Dividenden abwarf.

Das weiche, hessische Herz — nun, der da am Waldrand stand, hatte es auch. Lehrgeld hatte er allerdings gezahlt, viel und hoch, aber kam heute wieder einer mit zuckender Lippe zu ihm, so half er, ohne lange zu fragen, trotzdem, dachte an die wenigen, die er vorwärts gebracht, vergaß die vielen, die ihm mit Undank gelohnt. Es machte ihm nichts aus, gingen auch ein paar Hunderter verloren, nur daß der Mensch mit ihnen verloren war, schmerzte ihn. Er war ein Mann, der das Leben kannte. Gerade darum half er.

Mit fünfzehn Jahren war er mit seinen Eltern dem Landesherrn, dem Kurfürsten von Hessen, in die Verbannung gefolgt. Sein Vater war einer der Allergetreuesten gewesen, Kammerherrndienste hatte er bei dem hohen Herrn versehen, ihn nach Möglichkeit getröstet über den Verlust seines Landes. Ab und zu waren die Eltern mit ihm, ihrem einzigen Kinde, in die alte Heimat gefahren, denn die Bewirtschaftung

Digitized by Google

des großen Gutes, zu dem viel Wald gehörte, machte öfters die Anwesenheit des Besitzers nötig. Dann hatte der Vater mit ihm, dem heranwachsenden Sohne, hier an dem Waldrand gestanden, seine Hand in der seinen, und mit feuchten Augen. Deshalb war ihm diese Stelle hier so ans Herz gewachsen. Der Wald hatte sich höher und höher gereckt, die Landschaft vor ihm hatte sich geändert, Schienenstränge liefen in die Seitentäler, hohe Essen wirbelten ihren Rauch gen Himmel, größer waren die Dörfer geworden, die wilde Eder wurde bezwungen — die Heimat aber war dies Land geblieben, die traute Heimat! Und wieder hatten die Kriegstrommeten durchs Land geschmettert! Der Erbfeind pochte an die Tore! Da hatte auch seine neunzehnjährige Brust sich stürmisch gehoben, gebettelt hatte er den Vater, ihn mit in den Krieg ziehen zu lassen gegen Frankreich. Der Baron Ludwig von der Kalbsburg wurde bei den Kasseler Husaren eingestellt, und da er gut reiten konnte, gewandt und dienstfreudig war, durfte er sofort mit dem Regiment ausrücken. Mitten zwischen den hessischen Bauernsöhnen erhielt er bei Wörth die Feuertaufe. Die Offiziere redeten ihm zu, auch nach dem Kriege im Regiment zu bleiben. Er hatte nicht ja und nicht nein gesagt, darüber zu entscheiden hatte nicht er, sondern sein Vater — und sein alter Landesherr.

Im Februar, nach einer verwegenen Patrouille, die er geführt, und die wichtige Meldung gebracht, wurde er von seinem Regimentskommandeur zum Offizier in Vorschlag gebracht. Im März war er Leutnant geworden.

Und dann kam der Friede. Kassel hatte Ehrenpforten errichtet, Fahnen wehten von den Dächern und aus den Fenstern, als die siegreichen Truppen einzogen.

Digitized by Google

Der junge Offizier war nach dem Einzug gleich weiter geritten, die alte, schöne Frankfurter Landstraße entlang, über Gudensberg, Fritzlar nach der Kalbsburg, in der sein Vater krank lag. Wie er erst jetzt erfuhr — todkrank! Seinen Abschied nahm er, sah ein halbes Jahr lang, wie der Vater mit dem Tode rang. Eine furchtbare Zeit war das gewesen. Aber es sollte noch schlimmer kommen. Die Sorge um ihr einziges Kind während des langen Feldzuges, der fürchterliche Todeskampf ihres Mannes hatten die Mutter in Wahnsinn verfallen lassen. Sie sang den ganzen Tag und spielte mit Puppen. Als er dem Kurfürst die hessischen Orden seines Vaters zurückgebracht, waren dem die Tränen aus den Augen gestürzt. „Wie ein Fluch liegt's auf mir — wie ein Fluch," hatte er schluchzend gesagt. „Und Ihre gute Mutter! Auch das noch! Auch das noch! — Halten Sie Ihren Besitz zusammen, Ludwig Kalbsburg, werden Sie ein Segen für meine Kurhessen! — Und dann — ich hab' ja keine Heimat mehr! Ich bitt' Sie, Ludwig, nehmen Sie sich Züschens an! Es ist da nur ein Sprung von Ihnen herüber! Der junge Züschen soll nichts taugen, er hat wohl zu früh die Eltern verloren. Die hessische Ritterschaft hält ihre Hände nur über die Elfriede — achtzehn muß sie jetzt sein — ich helf auch soviel ich kann, denn der Züschen und Ihr Vater, lieber Ludwig, die haben meinem Herzen von der ganzen Ritterschaft am nächsten gestanden!"

Er hatte es gelobt — und hatte seinen Schwur gehalten, soweit das überhaupt möglich war. Auf die Dauer war Friedrich Karl v. Züschen aber nicht zu helfen gewesen, ein Lump war er geworden, der bei Nacht und Nebel weg mußte von seiner Väter Herd — verdorben, wahrscheinlich gestorben.

Das war vier Jahre nach dem Kriege gewesen. Da

Digitized by Google

war er dann hinausgefahren zu Elfriede v. Züschen und hatte um ihre Hand angehalten. Er hat es nicht zu bereuen gehabt. Zwei hatten sich da verbunden, denen in jungen Jahren schwere Lasten auferlegt worden waren. Mit offenen Augen gingen sie durchs Leben, mit Verständnis für alle Nöte. Keiner, der die Kassel-Frankfurter Landstraße nach der Kalbsburg gewandert war, hatte verschlossene Tore gefunden. Ein Sohn kam, und als er acht Jahre wurde, gesellte sich ein Schwesterchen zu ihm. Dies Schwesterchen kostete der Mutter das Leben. Und die wahnsinnige Großmutter sang immer noch und spielte mit ihren Puppen!

Einmal war Friedrich Karl v. Züschen wiedergekommen, in einer stürmischen Winternacht. Einen neunjährigen Knaben hatte er an der Hand gehabt, sein einziges Kind. Über die Mutter sprach er nicht, und Ludwig v. Kalbsburg fragte nicht. Ein munterer, hübscher Junge war's gewesen mit großen, blauen Augen. Mit seinem Töchterchen hatte der gespielt, die beiden waren unzertrennlich gewesen.

Friedrich Karl v. Züschen aber nahm keine Vernunft an. In dem steckte eine Unruhe, ein Wandertrieb, der nicht zu bändigen war. Überall machte er Schulden, man wußte ja, der Baron von der Kalbsburg bezahlte. In einer Sommernacht, nach erregter Aussprache, war er dann verschwunden mit seinem Knaben. Sein kleines Töchterchen war außer sich gewesen über den Verlust des Spielkameraden. Nie wieder hatte er etwas von den beiden gehört.

Da hatte sich das Mitleid tiefer und tiefer in sein weiches Herz eingebohrt. Eine Freude war's ihm auch heute noch, zu helfen — trotz aller Enttäuschungen. Ab und zu riß er doch einen wieder hoch.

Jahr auf Jahr war weiter ins Land gerauscht, die

Digitized by Google

Gegensätze hatten sich gemildert, sein Sohn war preußischer Offizier geworden und tat nun als Major im Großen Generalstab in Berlin Dienst. Seine Tochter, die nach der Mutter Elfriede getauft worden war, lebte immer noch bei ihm auf der Kalbsburg, obgleich sie fast dreißig Jahre geworden war. Mancher hatte um sie freien wollen, aber noch jeder war wieder gegangen, denn sie hatte immer sehr schnell fühlen lassen, daß auf ihre Hand nicht zu rechnen sei. Sie blieb bei ihrem Vater, die schlanke, blonde Elfriede mit den veilchenblauen Augen, die den Haushalt führte mit ruhiger Bestimmtheit, mit anteilvollem Herzen für jedes Leid, die aber kaum einer einmal herzlich hatte lachen hören.

Ein Seufzer entrang sich der Brust des alten Herrn am Waldesrand. Wenn er nun nicht mehr war, dann stand seine Tochter ganz allein im Leben. Der Sohn war verheiratet, bekam später die Kalbsburg, für Elfriede war das Rittergut Züschen bestimmt, das er bei dem Zusammenbruch Friedrich Karls erstanden hatte. Gewiß, sie würde dort schalten und walten mit aller Pflichttreue, wie jetzt auf der Kalbsburg. Aber füllte das ein Mädchenleben aus?

Die Sterne zogen am Himmel auf, er merkte es nicht. Da hatte er wieder einmal, wie in der letzten Zeit so oft, sein Leben an sich vorüberziehen lassen — bis zum heutigen Tage! Unter Kummer und Last war er ein Greis geworden, aber innerlich zufrieden war er doch, wenn nur sein letzter Wunsch sich noch erfüllt hätte, daß ein braver Mann seine Elfriede in die Arme nahm.

Langsam ging er am Waldrand entlang einem Holzabfuhrweg zu, der geradeaus nach der Kalbsburg führte. Als er den erreicht hatte, blieb er erstaunt stehen. Mitten auf dem Wege stand ein Mann.

Digitized by Google

Der trat auf ihn zu, zog seine Kappe vom Kopfe und sagte: „Habe ich die Ehre, vor dem Herrn Baron von der Kalbsburg zu stehen?“

„Der bin ist.“

„Ich stehe schon eine ganze Zeit hier, wollte den Herrn Baron aber nicht stören.“ —

Mildes Licht kam von der halben Sichel des Mondes, die sich über den Heiligenberg geschoben hatte. Der Greis musterte den Mann, der mit niedergeschlagenen Augen vor ihm stand. Mitte der Dreißiger mochte er sein, ein brauner, struppiger, ungepflegter Schnurrbart lag auf seiner Oberlippe, blaß war das Gesicht, trug feine, rassige Züge, der Rock war zu kurz und zu eng, ein abgeschabter Schlips hing um den hohen, verbogenen Stehkragen.

„Was wünschen Sie von mir?“

„Arbeit!“

Wie ein heiserer Schrei klang es.

Da stand also wieder einmal ein Unglücklicher. Natürlich sollte dem geholfen werden! Wer nach Arbeit schrie, hatte ein Recht auf sie.

„Was haben Sie denn gelernt?“

„Nichts, Herr Baron.“

„Ja, was wollen Sie denn da arbeiten? Sind Sie aus der Gegend?“

Der Mann schüttelte traurig den Kopf.

„Ich hab' überhaupt keine Heimat, Herr Baron! Bin durchs Leben gestoßen worden wie ein räudiger Hund.“

„Sie werden aber doch Eltern gehabt haben!“

„Mein Vater lebt noch heute. — Mein Vater —“ ein bitteres Lachen folgte.

Das griff dem Baron ans Herz. Er legte dem fremdem Manne die Hand auf die Schulter und sagte

Digitized by Google

mit herzlicher, aber eindringlicher Stimme: „Ich helfe gern, wenn einer arbeiten will. Und wenn er wahr ist — hören Sie?“

„Aber ich kann nicht wahr sein.“

„Warum nicht?“

„Nein! Nein!“ schrie der Mann so heftig, daß ein paar Krähen, die in den nahen Baumwipfeln horsteten, mit heiserem Gekrächz hochflogen.

„Gut,“ sagte der Baron nach kurzem Überlegen. „Von Ihren Eltern wollen Sie mir nichts erzählen, erzählen Sie also von sich!“

„Ich komme direkt aus dem Gefängnis! — Rauferei! — Ja, wenn man einen Lumpen zum Vater hat! Wo der jetzt ist, weiß ich nicht. Unter falschem Namen hab' ich aber gesessen — Gott sei Dank! — Landfremdes Gesindel sind wir, Herr Baron. Den wahren Namen sag' ich nicht. Auf August Müller lauten die Papiere, die ich bei mir habe — gestohlen sind sie! Natürlich bekam man das raus, aber ich verriet meinen wirklichen Namen nicht — was konnte man da machen? — August Müller gibt's viele in deutschen Landen, und auf August Müller lautet auch mein Entlassungsschein.“

Voller Qual hatte der Mann die Worte herausgepreßt.

Der Baron schüttelte den Kopf. „Irgend etwas müssen Sie aber doch in Ihrem Leben getan haben!“

„Wie es gerade paßte — freilich! Untergekrochen irgendwo, wenn der Hunger zwang. In Holland, Frankreich, der Schweiz, Österreich — ja sogar in Ungarn und Serbien. Immer mit meinem Vater!“

Das war ja schrecklich! Der Baron faßte das erst gar nicht, schüttelte immer wieder den Kopf. Aber so verstellen konnte sich doch kein Mensch! Der da vor

Digitized by Google

ihm stand, schrie nach Arbeit. Und das blieb doch die Hauptsache.

„So sagen Sie mir wenigstens, warum Sie gerade zu mir kommen?“

„Herr Baron, ich könnte Ihnen ja etwas vorlügen, aber ich tu' es nicht. Lieber lasse ich mich von Ihnen wegschicken. Und ich bin doch von Plötzensee direkt zu Ihnen gereist, weil ich felsenfest davon überzeugt war, Sie würden mir nicht die Tür weisen!“

Sonderbar, höchst sonderbar! Krank war dieser Mensch — sicherlich. Kranke aber bedürfen der Pflege, da fragt man nicht viel. Hatte der Mann sich bewährt und Vertrauen gefaßt, dann würde er schon reden.

„Kommen Sie mit! Sie sollen Arbeit haben!“

* * *

Am nächsten Morgen unterhielt sich der Baron mit seinem Inspektor über den Fremdling.

„Wird dieselbe Nummer sein wie der Hellmann! Zum Dank wird uns wieder etwas abbrennen — die Strohdieme, das war ja weiter nicht schlimm. Die Versicherung hat anständig bezahlt — aber genau so ist's bei diesem sogenannten August Müller! Liegt im Bett und verbeißt sich das Schluchzen. Der Hellmann tat's auch und rührte genau so fleißig die Hände, wie der da! — Ja, auch Mistaufladen muß gelernt sein!“

„Herr Wilke,“ sagte der Baron eindringlich, „was ich Ihnen gestern abend über den Mann gesagt, das bleibt unter uns, die Gutsleute brauchen Einzelheiten nicht zu wissen.“

Der Inspektor drückte das Kinn an den Hals. „Herr Baron, die Leute machen sich doch ihren Reim. Wenn sie es nicht so gut hier hätten, arbeiteten die auch nicht mit so einem zusammen. — Na, er wird ja nicht lange

Digitized by Google

bleiben. Das sagen die sich natürlich auch — und lachen heimlich hinter dem Herrn Baron her. Zwölf Jahre bin ich hier, da lernt man solche Burschen beurteilen. — Ja, und Kleidung und Stiefel gebraucht der Mann auch, Füßchen hat der wie 'n kleines Mädchen. Stiefel werden für den nicht aufzutreiben sein. Vorläufig hat er ein Paar Pantoffeln von einer Magd an. Und schmale Hände wie 'n ganz Feiner! Der ist todsicher aus einem Nest gefallen, das mit Samt und Seide gefüttert war."

Der Baron sah nach dem August Müller hin. Der drehte den beiden den Rücken zu und arbeitete eifrig.

„Herr Wilke, möglichst in Ruhe lassen den Mann! Keine unnötigen Fragen! Und keine Sticheleien von seiten der Leute — halten Sie mir darauf! Geld bekommt er vorläufig keines in die Hand. Ich werde tun, als sehe ich ihn nicht und werde die Baroneß veranlassen, das gleiche zu tun."

„Baroneß hat schon mit mir über alles mögliche gesprochen. Ich glaube, sie durchstöbert jetzt die Schränke nach Sachen, die dem Manne passen könnten."

„Na ja, das muß sein."

„Und ich darf doch Abend für Abend die Kammer abschließen, in der der Müller schläft?"

„Vorläufig, Herr Wilke — vorläufig! Aber machen Sie das, soweit es möglich ist — zartfühlend!"

Und dann ging der Baron mit dem Inspektor erst durch die Ställe und ritt dann hinaus auf die Felder, den Fortgang der Frühjahrsbestellung anzusehen. —

Der Inspektor hatte ganz richtig vermutet, die Baroneß durchstöberte die Schränke. Es fand sich mancherlei, sie schaffte die Sachen selbst nach der kleinen Giebelkammer, die zur Inspektorwohnung gehörte, und sprach mittags mit Herrn Wilke. Der war unverheiratet

Digitized by Google

und nahm meistens die Mahlzeiten am Herrschaftstisch mit ein.

„Bis auf die Stiefel hat er nun alles. Eine Decke hab' ich auch auf sein Tischchen gelegt und eine alte Vase daraufgestellt — vielleicht liebt er Blumen!"

Der Inspektor erwiderte nichts, aber er mußte sich Mühe geben, daß ihm nicht der Spott um die Mundwinkel zuckte.

* * *

Mit einigen unverheirateten Knechten hatte August Müller in einem Raume neben der Küche zu Mittag gegessen, die Burschen neckten nicht mit ihm, stießen sich nur an und verzogen den Mund. Es kam doch wieder einmal so wie schon öfters. Eines Morgens war der Vogel ausgeflogen — wenn es nicht schlimmer wurde. Wer so dasaß wie der, mit gesenkten Augenlidern und kaum ein paar Bissen 'runterwürgen konnte, der war schon der Rechte. Ein Scheinheiliger, der was ausbaldowern wollte. — Na, jeder Mensch hatte 'nen Span, und wenn sich der Herr Baron auf die „Brüder von der Landstraße" legte, war das eben nicht zu ändern.

Gleich nach dem Essen erhob sich August Müller und ging in seine Kammer. An der Schwelle blieb er stehen, heftig hob und senkte sich seine Brust. Auf der schmalen Feldbettstelle lag Wäsche und Kleidung, das kleine Tischchen war mit einer Decke bedeckt, eine Vase stand darauf, und vor ihr lag ein Buch.

Er trat näher, schlug das Buch auf. Er war gefaßt auf irgend eine Erbauungsschrift, aber da stand mit großen Buchstaben: Carlyle, Arbeiten und nicht verzweifeln.

Da mußte sich der Fremdling schleunigst auf den einzigen Stuhl setzen, schlug die Hände vors Gesicht — und weinte bitterlich. —

Digitized by Google

Die Baroneß stand am Nachmittag auf der Freitreppe, die auf den Wirtschaftshof führte, ein Jägerhütchen mit einem Birkhahnstoß auf dem vollen Blondhaar. Sie zog sich die Handschuhe an und sah August Müller zu, der mit einem Knecht wieder Mist auflud. Der Schweiß rann dem Manne von der ungewohnten Arbeit in Strömen über das bleiche Gesicht. Langsam ging die Baroneß die Stufen herab, dicht mußte sie an dem Mistwagen vorbei. Und als sie in dessen Nähe kam, trat der Fremdling auf sie zu.

„Baroneß, ich möchte mir erlauben, meinen Dank auszusprechen für all die Sachen und das Buch — ja, auch für das Buch!"

„Es ist gern geschehen," sagte sie freundlich, nickte und ging weiter.

Der Mann griff mit zusammengebissenen Zähnen wieder zur Mistgabel und lud weiter auf.

Die Gedanken der Baroneß beschäftigten sich mit dem Fremdling, während sie weiter ging, um auch einmal nach den Leuten auf dem Felde zu sehen. Die Augen hatte er gesenkt gehalten, aber das Gesicht — das Gesicht! Feine Züge! Der Inspektor mochte schon recht haben, als er dem Vater gesagt, der sei wahrscheinlich aus einem Nest gefallen, das mit Samt und Seide gefüttert gewesen wäre.

War es ein Wunder, daß die Baroneß dem Fremdling ein lebhafteres Interesse entgegenbrachte als den Leuten, die bisher an ihres Vaters Tür geklopft?

Oft beobachtete sie ihn von nun an; wenn er es aber merkte, verschwand er immer hinter der nächsten Stalltür oder drehte ihr den Rücken zu.

* * *

Digitized by Google

Die Frühjahrsbestellung war beendet, zur rechten Zeit hatte sich ein tüchtiger Landregen eingestellt, der Baron war in bester Stimmung.

„Famos, Elfriede, famos — bis zu Pfingsten wird es wieder schön sein. Kurt kommt da mit seiner Familie. Hoffentlich läßt er uns Frau und Kinder länger hier. — Sorg dafür, daß heute abend ein paar Flaschen Rheinwein auf dem Tische stehen, die wollen wir mit dem guten Wilke trinken. Er hat eine harte Zeit hinter sich. Wollen ihm dabei über den Müller etwas auf den Zahn fühlen. Der Mann hat schon gesündere Farbe bekommen, der freie Blick pflegt sich allerdings so schnell nicht einzustellen. Na, hoffen wir das Beste!"

„Willst du den — Mann nun nicht einmal nach der Vergangenheit fragen, Papa? Vielleicht erleichtert's ihm das Herz!"

„Nein, nein, Kind! Vertrauen muß freiwillig entgegengebracht werden. Und wenn ich warten müßte — Jahr und Tag."

Die Baroneß erwiderte nichts. Sie kannte ihren Vater, der ließ sich von seiner Meinung nicht abbringen.

Gemütlich saß der Baron mit seiner Tochter und dem Inspektor am Abend in seinem mit Jagdtrophäen geschmückten Zimmer zusammen.

„Der — Müller macht sich doch wirklich ganz gut, Herr Wilke! Schließen Sie ihn, bitte, abends nicht mehr ein."

„Herr Baron, solange der mit mir unter einem Dache wohnt, muß ich darauf bestehen."

„Das ist aber doch kränkend für den — Mann," fiel die Baroneß ein.

„Nun, nun," meinte der Inspektor schmunzelnd, „so zartbesaitet wird der schon nicht sein. Sonst wär' er schon längst über alle Berge. Denn für die Leute

Digitized by Google

ist er noch immer Luft. Seitdem der Herr Baron damals dazwischengefahren sind, als ihn ein paar hänselten, lassen sie ihn ganz links liegen. — Übrigens war mein Vorschlag, ihn dem Gärtner zur Aushilfe zu geben, anscheinend ganz gut. Der ist sehr zufrieden mit ihm."

„Eben deshalb," sagte die Baroneß eifrig, „wär' es wohl angebracht, die Leute änderten ihr Verhalten!"

„Aber er will's ja gar nicht anders! Muß er nicht unbedingt einmal den Gärtner etwas fragen, spricht er auch mit dem keinen Ton."

„Sie halten das für verdächtig?" fragte der Baron.

„Nicht nur das! Drei Sonntage ist er nun hier, und jeden läuft er nachmittags weg — nach Fritzlar! Was hat er dort zu suchen? Das möcht' ich wissen! Ich hab' mir's schon vorgenommen — nächsten Sonntag, falls er wieder losmarschiert, geh' ich hinter ihm her!"

„Zum Abendessen war er immer pünktlich zurück."

„Gewiß, Baroneß. Aber das hat doch nichts zu bedeuten. Nehmen wir an, er hat einen Spießgesellen. In fünf Minuten läßt sich da viel sagen."

Die Baroneß schüttelte ungläubig den Kopf. „Das kann ich mir nicht denken."

Der Baron nickte. „Lieber Herr Wilke, gehen Sie, bitte, das nächste Mal hinter ihm her, Sie würden mich zu Dank verpflichten."

„Ich hab' mir's ja schon vorgenommen, Herr Baron. Ich will dem Kerl schon hinter seine Schliche kommen. Denn die Katze läßt bekanntlich das Mausen nicht."

* * *

Als am nächsten Sonntag die Baroneß um sieben Uhr nach dem Abendbrot der Burschen sah, saß August Müller allein am Tisch.

Digitized by Google

„Spazieren gewesen?“ fragte sie freundlich.

Der Mann stand vor ihr mit gesenktem Blick, jähe Röte war bei der Anrede in sein Gesicht gestiegen. „Ja, Baroneß!“

Sie hatte ihn fragen wollen, wo er denn gewesen sei, aber tat es doch nicht. Das hätte mißtrauisch ausgesehen, ihn womöglich verletzt.

Da ging sie mit einem freundlichen Nicken wieder.

Als sie das Arbeitszimmer ihres Vaters betrat, war der Inspektor gerade gekommen. Der machte ein sehr ernstes Gesicht.

„Ich bin hinter ihm her gewesen,“ berichtete er. „Bis Fritzlar hat sich der Mann nicht ein einziges Mal umgedreht. Gleich merkte ich: der hat ein festes Ziel. Schön erstaunt war ich, wie der Müller glatt durch die Stadt ging. Auf einmal bog er auf einen Feldweg ein — auf Züschener Flur! Da mußt' ich ihm einen Vorsprung lassen. Ich stellte mich hinter einen dicken Apfelbaum und beobachtete ihn. Denn nun sah sich der Kerl alle zehn Schritte um. Na, man ist doch ein Weidmann! Eine ganze Stunde hab' ich da gestanden und gelauert. Feucht ist ja der Boden noch — und die neuen Stiefel hatte er auch an. Da sah ich ihn wiederkommen, schleunigst hab' ich mich in den Steinbruch an der Straße gedrückt. Er hat mich nicht gesehen. Ich aber bin wie ein Polizeihund hinter seiner Fährte her! Und wo hat sie geendigt? Im Züschener Park hinter der alten Blutbuche!“

Vater und Tochter sahen sich an.

„Was mag er denn dort gewollt haben?“ fragte die Baroneß.

Der Inspektor zog die Schultern hoch. „Weiß ich nicht! Hab' natürlich gesucht und gesucht nach 'ner Fährte von einem Spießgesellen. Keine zu entdecken!“

Digitized by Google

Der Baron rieb sich die Stirn.

Die Baroneß sagte erregt: „Man sollte ihn offen fragen.“

„Da lügt er eben.“

Der Baron winkte ab mit der Hand. „Er möchte vielleicht lieber dort arbeiten, Herr Wilke.“

„Mir soll's wahrhaftig recht sein! Ich bin froh, wenn ich den unheimlichen Gesellen los bin.“

„Es will überlegt sein,“ meinte der Baron nachdenklich. „Mein Sohn kommt ja nächstens, mit dem werde ich den Fall besprechen.“

* * *

August Müller lag auf den Knien und zupfte das Unkraut zwischen dem jungen Gemüse mit spitzen Fingern heraus. Tiefer sank sein Kopf. Ein Schritt knirschte auf dem Kies, ein Schritt, den er unter tausenden herausgehört hätte. Das Blut brauste ihm in den Schläfen, seine Hand zitterte. Die Zähne biß er aufeinander, riß sein bißchen Kraft zusammen. Nur nicht denken jetzt an den Vater, sonst ballte sich seine Hand zur Faust. Irgendwo hatte er einmal die Worte gelesen:

Trag deine Last,
Trag sie gelassen —
Wie der kleinste Zweig
Seine Flockenmassen!

Sie waren ihm im Kopfe haften geblieben. Nein, das stimmte nicht. Vergessen hatte er sie. Und eines Abends — vor wenigen Tagen, im Bett, als er wieder einmal mit seinem Leben haderte, da waren sie ihm, halb unbewußt, von den Lippen gekommen. Er schielte zur Seite. In einem fußfreien Rocke spielte der Frühlingswind. Da erhob er sich.

Digitized by Google

„Guten Morgen, Müller! — Munter geht Ihnen die Arbeit unter den Fingern vorwärts, das freut mich!“

Er erwiderte nichts, kniete wieder nieder in den feuchten Boden und rupfte weiter Unkraut aus.

Die Baroneß sah ihm wohl fünf Minuten stumm zu. Immer tiefer sank sein Kopf. Sie sollte nicht sehen, wie ihm die Nerven auf der Stirn zuckten, wie ihm wahrhaftig das Wasser in die Augen stieg. Ein Herz, verdorben von Jugend an, wurde weich. Weich unter einer Mädchenstimme, durch die deutlich die Teilnahme an seinem Geschick schwang.

„Haben Sie das Buch durchgelesen, Müller?“

Krampfhaft rupfte er weiter Unkraut aus und sagte mit zusammengebissenen Zähnen: „Schon ein paarmal, Baroneß!“

„Wollen Sie ein anderes haben?“

„Ja! — Aber wenn ich das noch behalten darf —“

„Ich schenke es Ihnen, Müller!“

„Danke, Baroneß!“

Herrgott, ging sie denn noch nicht! Nein, sie blieb stehen, sah auf den Mann herab. Auf die schmale Hand, die selbst schwere Arbeit nicht breit hatte machen können.

„Arbeiten Sie gern hier im Garten? Oder wollen Sie lieber an einer anderen Stelle beschäftigt sein?“

„Ich bin sehr zufrieden, im Garten arbeiten zu dürfen.“

Da ging sie endlich. Verstohlen sah er ihr nach. Und als sie verschwunden war, griff er nach dem Taschentuch und wischte sich die Augen. —

Das Töchterchen des Gärtners holte ihn zum Kaffee. Vor dem kleinen, hübschen Häuschen aus Ziegelsteinen saß er, den Kopf in die Hand gestützt. Kanne und Schmalzbrot hatte er noch nicht angerührt. Seine Augen starrten ins Weite. Gelähmt war sein Denken, bis ihn

Digitized by Google

ein unbehagliches Gefühl beschlich, über das er sich nicht Rechenschaft ablegen konnte. Da fiel die Erstarrung von ihm, den Kopf wendete er zur Seite, an einem Rosenstock, an dem die erste Knospe sich entfalten wollte, stand die Baroneß und sah ihn mit großen Augen an. Verwundert, als habe sie ihn noch nie gesehen. Da senkte er rasch den Kopf und griff mit zitternder Hand nach Kanne und Brot.

Als er nach einiger Zeit nach dem Rosenstock hinschielte, war die Baroneß verschwunden.

Die hatte August Müller wohl fünf Minuten angestarrt. Sie hatte ihm schon immer Interesse entgegengebracht. Die Vermutung hatte sie auch, die der Inspektor hegte, der Fremdling stammte aus einem Hause, das gute Tage gesehen hatte. Weibliche Scheu hatte mit weiblicher Neugier gerungen. Oft war sie willens gewesen, dem Mann auf Umwegen sein Geheimnis herauszulocken, aber im letzten Augenblick hatte sie nie den Mut dazu gefunden. Dann entsann sie sich immer ihres Vaters Wort: Vertrauen will freiwillig dargebracht sein! Nun hatte sie zum ersten Male seine Augen gesehen. Augen — über die mußte sie mit dem Vater sprechen. Sie konnte seine Rückkehr von den Feldern kaum erwarten.

Als er endlich kam, fragte sie erregt: „Hast du dem — Müller schon einmal in die Augen gesehen?"

„Nein, Kind. Was ist denn an den Augen?"

„Sieh sie dir an, Papa!"

„Du bist ja ganz aufgeregt, Elfriede!"

„Sieh sie dir an! Bitte, gleich!"

Da ging der Baron in den Garten, schüttelte unwillig den Kopf. Er verstand seine Tochter nicht.

Auf August Müller trat er zu, der zog die Kappe und hielt die Lider gesenkt.

Digitized by Google

Der Baron legte ihm die Hand auf die Schulter. „Müller, haben Sie immer noch nicht die Kraft, mir ins Auge zu sehen?“

Der Fremdling schüttelte nur stumm verneinend den Kopf.

Scharf sah ihn der Baron an, er konnte nichts Verdächtiges an dem Manne entdecken. Im Gegenteil, es arbeitete in dessen Gesicht. Da wurde einer weich. Jetzt nur nicht drängen, den vom Leben Herumgestoßenen nicht scheuchen!

„Na, es wird schon werden,“ sagte er freundlich. „Ich bin mit Ihnen zufrieden. Sie bring' ich über den Berg! — Guten Abend, Müller!“

„Guten Abend, Herr Baron!“

Der Fremdling sah seinem Brotgeber nach. Qual brach aus großen, blauen Augen! Qual! Furcht! Jammer!

Da drückte er den Spaten in die Erde und knirschte mit den Zähnen.

* * *

Am Freitag vor Pfingsten war der Major von der Kalbsburg mit seiner Familie aus Berlin gekommen, am Samstag bereits kam das Gespräch auf den Fremdling. Die Baroneß hatte angefangen von ihm zu reden.

Ihr Bruder lächelte. „So ist Papa nun einmal. Da können wir doch nichts dagegen tun. Einen Schützling von der Landstraße muß er doch mindestens immer haben!“

Aber der Major machte doch ein nachdenkliches Gesicht, als er hörte, daß da einer sei, der sicher bessere Tage erlebt hatte — und Sonntags stets nach dem Züschener Parke wandere. Seinen blonden Schnurr-

Digitized by Google

bart strich sich der Generalstabsoffizier nervös zur Seite, seine Stirn legte er in Falten.

„Da heißt's acht geben! Ich werde mir morgen früh den Mann ansehen und auf den Busch klopfen!"

Das wollte der Vater nicht. „Sprich mit ihm, Kurt, mir liegt sehr viel an deiner Meinung, aber von seinem Ausflug nach Züschen red nicht mit ihm. Das wird sich, denke ich, eines Tages auf ganz einfache Art klären."

Der Major zuckte die Achseln, entgegnete aber nichts. Jedenfalls mußte der Vater nach Möglichkeit vor einer Enttäuschung bewahrt werden, denn der war in der letzten Zeit sehr gealtert.

* * *

August Müller fuhr mitten in der Nacht in seinem Bett auf. Dicht unter seinem offenen Fenster hatte ein Käuzchen dreimal geschrien. Keuchend kam ihm der Atem aus der Kehle, eisige Schauer fuhren ihm über den Rücken. Da schrie das Käuzchen wieder dreimal. Kraftlos, mit einem leisen Wimmern sank er zurück, um im nächsten Augenblicke wieder jäh in die Höhe zu fahren. Ein Stein war in die Kammer hineingeworfen worden, mit dumpfem Aufschlage fiel er auf die Diele.

Im Nu war er aus dem Bett, hob den Stein auf, Papier knitterte in seiner Hand. Von wem die Botschaft kam, wußte er ganz genau — von seinem Vater!

Es war zu dunkel, um zu erkennen, was der geschrieben. Mit zitternden Knien schlich er wieder ins Bett, zog die Decke über die Ohren und schluchzte wild auf. Gefunden hatte ihn sein Vater! Gesucht mochte er ihn haben all die Zeit. Der gab ihn nicht frei, der klammerte sich an ihn. Ein Dämon stak in dem Greis.

Digitized by Google

Was war das für ein Leben gewesen all die Jahre! Geopfert hatte er sich für den Vater. Nun war's doch genug! Und nun streckte der wieder die Hände nach ihm aus!

Da wurde er mit einem Male ganz ruhig. Es kam doch so, wie es kommen sollte. Also morgen — es war ja Pfingsten — mit dem Vater gesprochen und ein Ende gemacht!

Kein Schlaf kam in seine Augen, aber das Käuzchen schrie nicht mehr — Gott sei Dank!

Und als endlich die Dämmerung so weit hereingebrochen war, daß er lesen konnte, stockte sein Herzschlag.

„Erwarte dich um neun Uhr Züschener Park," stand auf dem Zettel.

Ein Wimmern kam über die Lippen des Mannes, Tränen stürzten ihm aus den Augen. Aber mochte kommen, was da wolle, um neun Uhr würde er im Züschener Park sein.

* * *

Am Pfingstsonntag früh ging der Baron mit seinem Sohne vor dem Frühstück im Parke spazieren. Sie unterhielten sich über Elfriede.

„Ihre rege Anteilnahme an deinem Schützling ist mir aufgefallen, Papa. Sie kommt in die Jahre. Da verrennt sich so eine wie die Elfriede leicht — und macht schließlich später Züschen zu einem Asyl für Obdachlose."

Der Baron blieb stehen, schlug die Hände auf dem Rücken zusammen und sah hinauf in die blaue Luft, durch die die Schwalben segelten. „Kurt, ich freu' mich über ihr gutes Herz! Aber den Tag, bevor du kamst, hab' ich eine ganz eigenartige Wahrnehmung

Digitized by Google

machen müssen. Ganz erregt trat mir Elfriede entgegen, sagte, ich sollte mir einmal die Augen von diesem Müller ansehen."

„Hast du's getan?"

„Er brachte sie nicht hoch, mein Junge! Solche Leute darf man nie drängen — ich hab' da meine Erfahrungen. Sie sind doch krank. Eine Kleinigkeit wirft sie über den Haufen. Auf und davon gehen sie — wieder auf die Landstraße, wieder zu neuem Frevel! — Und den Müller glaub' ich hochzukriegen. Allmählich, Kurt — ganz allmählich!"

Der Major erwiderte nichts, seufzte nur tief auf. Da zahlte sein Vater sicher wieder einmal Lehrgeld — und wurde doch nicht klug. Aber fest nahm er sich vor, gleich nach der Kirche sich eingehend mit diesem August Müller zu unterhalten.

Als die Familie beim ersten Frühstück saß, kam der Inspektor Wilke zum Speisesaal hereingestürmt.

„Guten Morgen, meine Herrschaften, und verzeihen Sie schon, aber der August Müller ist über alle Berge! Ich hab' Befehl zum Satteln gegeben. Gleich will ich nach Züschen reiten, denn jetzt geht das Telephon nicht wegen des Feiertages. Hier und in Züschen müssen Nachtwachen aufgestellt werden und auch bei Tage die Leute in der Nähe bleiben. Werden sich schön freuen über das Pfingstvergnügen!"

In heller Aufregung hatte der Inspektor die Worte gesagt. Alle sahen ihn an — bis auf Elfriede. Die hielt den Blick gesenkt, krampfte die Hände zu Fäusten und mußte alle Kräfte zusammennehmen, um nicht vom Stuhle zu sinken.

Schließlich schrie sie auf: „Das ist nicht wahr!"

„Doch, Baroneß! Beim Pferdefüttern war er noch heute früh. Vor einer Stunde hat ihn der Neubert

in seinem Sonntagsanzuge durch den Garten laufen sehen. Er hat Dienst angesetzt bekommen von mir — ja Kuchen, weg ist er! Alles hat er stehen und liegen lassen!"

„Ein Rückfall!" sagte der Baron. „Wir müssen ihn suchen — sofort! Lassen Sie anspannen, Herr Wilke! Ich fahr' mit meinem Sohne nach Züschen — Sie bleiben hier!"

Ärgerlich verließ der Inspektor den Speisesaal.

Kaum hatte sich die Tür hinter ihm geschlossen, sagte die Baroneß: „Nimm mich mit, Papa — bitte!"

Ihr Bruder schüttelte den Kopf. „Bleib lieber hier! Erwisch' ich den Burschen, red' ich deutsch mit ihm. Mir soll er schon antworten. Und was er mir da sagen wird, ist wahrscheinlich nichts für deine Ohren, Elfriede!"

„Ich bin doch kein Kind mehr!" fuhr sie den Bruder heftig an. „Du hast eine viel zu harte Hand, Kurt! — Bitte, nimm mich mit, Papa!"

„Wenn du durchaus willst!"

Zehn Minuten später fuhren sie vom Hofe. Die Pferde mußten laufen, was die Riemen hielten.

* * *

August Müller hatte geschwankt, ob er seinen Vater am Morgen aufsuchen sollte. Nachmittags hätte er weggekonnt, ohne daß es aufgefallen wäre. Aber die Angst, der Vater könnte plötzlich auf dem Hofe erscheinen, hatte ihn fortgetrieben — nach dem Züschener Parke. Urlaub sich geben lassen, das ging nicht, denn welchen Grund hätte er angeben sollen? Zum mindesten lag die Gefahr vor, daß ihm einer heimlich folgte. Wer sich so lange auf der Landstraße mit bösem Gewissen herumgetrieben, der lernt scharf sehen. Daß ihm der Inspektor nicht über den Weg traute, war

Digitized by Google

nicht schwer herauszufühlen. Der hätte Gott gedankt, wenn er ihn losgeworden wäre.

Also erst einmal versucht, den Vater von hier fortzubringen!

Und wenn ihm das nicht gelang?

Da schüttelte er die Fäuste. Es mußte möglich sein. So verkommen konnte der alte Mann doch nicht sein, daß —

Als säße ihm der Teufel im Genick, so rannte er bis zur Fritzlarer Brücke über die Eder. Und dann ging er mit großen Schritten durch die Stadt. Kaum hatte er die im Rücken, lief er wieder, von der Domkirche hatte es schon neun geschlagen.

* * *

Ein alter Mann in zerlumptem Anzug, in Zotteln hing ihm der graue Vollbart um das runzlige Gesicht, saß in einem Gebüsch des Züschener Parkes. Sein Ohr war noch scharf. War früher ein Pirschjäger gewesen, wie zehn Meilen in der Runde keiner. —

Der Greis schüttelte sich, ein Zucken lief über sein Gesicht.

Wenn nur der Junge kam! Sein Junge, das Einzige, was ihm sein Leben gelassen! Er hatte es erst nicht glauben wollen, daß der hierher gegangen —

Da fuhr er auf, die Spottdrossel lockte.

Das war er.

Nach zwei Minuten noch einmal, ein morscher Ast knackte.

* * *

Kaum war der Wagen zum Hoftor hinaus, schwang sich der Inspektor Wilke in den Sattel. Der Herr Baron war ja viel zu gutmütig! Wenn er nicht schon öfters

Digitized by Google

die Zügel selbst in die Hand genommen, wäre wahrscheinlich manche „Enttäuschung“ noch viel größer gewesen. Also gleich hinter Fritzlar den Feldweg benützt, der zur hinteren Pforte des Züschener Parkes führte! Den Gaul dort angebunden, den Revolver handgerecht in der Tasche, den Platz, auf dem sich der Müller mit seinem Spießgesellen traf, den wußte er ja. Und dann zugepackt. Machten die Kerle Schwierigkeiten, jedem eine Kugel ins Bein gejagt, und dann war's wohl genug mit den Rittern von der Landstraße.

Die braune Liese hatte kein trockenes Haar mehr am Leibe, als er sie an einem Baum anband, der außerhalb des Züschener Parkes stand. Tief duckte er sich auf den Boden, er war hier und da noch feucht. Also erst einmal nach Fußspuren geforscht und die verfolgt!

Wahrhaftig, da war ein ganz frischer Abdruck! Er kannte doch Müllers neue Stiefel! Ja, das Füßchen! — Und da noch eine! Kurz und breit! Auch frisch! Im Absatz fehlten ein paar Nägel, schief getreten war er auch, der Lehmgrund verriet es. Sonst war keine frische Fährte zu entdecken. Also wahrscheinlich nur zwei, wie er sich's gedacht, die dem leerstehenden Züschener Herrenhause einen Besuch abstatten wollten. Na, viel war da nicht zu holen!

Und dann ärgerte sich die Bande natürlich und setzte womöglich den roten Hahn aufs Dach!

* * *

„Junge, mein Junge!“ Der Greis fuhr mit zitternden Händen immer wieder über das Gesicht seines Sohnes. „Mein lieber Junge!“

Mit vorgeschobenem Kinn und finsterem Gesicht stand August Müller da. Seine Brust hob und senkte sich krampfhaft. Das war der Ton, mit dem ihm sein

Digitized by Google

Vater immer wieder an seine Seite gezwungen hatte, wenn sein weiches Herz sich verhärten wollte, Schluß machen mit diesem Leben auf der Landstraße.

Alle Kraft nahm er zusammen und sagte barsch: „So geht es nicht weiter! Mit dir nicht und mit mir nicht! Wir müssen zur Ruhe kommen!“

Da zuckte es um die Mundwinkel des Alten, und er entgegnete spöttisch: „Zur Ruhe kommen? Wir? Wenn wir im Straßengraben den letzten Seufzer tun, dann haben wir Ruhe — eher nicht! Meinst du, das ist für mich ein Kinderspiel, hier im Züschener Parke zu stehen? Da merkt man erst, wie einen das Leben herumgeworfen hat!“ Die blauen Augen des Greises blitzten auf. „Ich hab' dich erwarten wollen am Gefängnistor, aber ich kam zu spät. Junge, überall hättest du unterkriechen dürfen, nur nicht da — nur nicht da!“

„Du bringst mich nicht weg.“

„Spekulierst also auf — Mitleid? Das ist das einzige, was man nicht darf! Wir nicht! Da meldet sich das Blut! Zugrunde gehen — ja, betteln — nein!“

„Ich bettelte doch nicht — ich arbeite!“

„Tu das — nur nicht da!“

Da sank der Kopf August Müllers ganz tief. Ein Schluchzen schütterte durch seine Brust.

Zitternde Vaterhände liebkosten ihn wieder. „Du armer Junge! Das hast du nun davon! — Als ich hörte, du seist hier — nein, Junge, das darf nicht sein! Das bißchen Stolz mußt du dir wahren — trotz allem!“ Der Greis faßte nach der Hand seines Sohnes. „Schnell, komm mit! Weg von hier! Einerlei wohin, nur fort — fort!“

Aber der riß sich los. „Die Pfennige werd' ich mir vom Munde absparen und dir schicken! Ich will nur arbeiten, arbeiten!“

Digitized by Google

„Und hier bleiben! Daran gehst du zugrunde! Ich kenn' mich doch aus in unserem Fleisch und Blut!"

Die Köpfe von Vater und Sohn fuhren herum. Ein Ast hatte geknackt. Da drüben an dem Busch senkten sich ein paar Zweige handbreit. Der Wind konnte das nicht sein.

* * *

Der Major hatte die Arbeitshose Auguſt Müllers mitgenommen. Der Züschener Inspektor besaß einen Köter, von dem er behauptete, der sei besser wie jeder Polizeihund.

Als der Wagen vor dem Züschener Inspektorhause vorfuhr, war alles in der Kirche. Angekettet lag der graue Wolfsspitz vor seiner Hütte, sprang aber auf und wedelte mit seiner buschigen Rute, als die Baroneß Elfriede auf ihn zuschritt.

„Führ ihn an der Kette in den Park," sagte der Major. „Ist der Kerl dort, stellt er ihn!"

Hektor wurde nun stark die Nase mit der Hose gerieben, die Baroneß löste die Kette und rief mit zitternder Stimme: „Such, Hektor — such!"

Mit großen Sprüngen lief der Hund hin und her und preschte schließlich in das Unterholz hinein. Eine halbe Minute später bellte er wütend.

Einen Augenblick sahen sich die drei an, gerade wollte der Major hinter dem Hunde her, da rief der Inspektor Wilke aus dem Busch heraus: „Wir haben sie — die beiden Galgenvögel!"

Der Major, einen dicken Eichenholzstock in der Hand, lief auf die Stelle zu, hastig folgten auch der Baron und Elfriede.

Der schlug das Herz bis zum Hals hinauf. Was würde da ans Tageslicht kommen?

Vater und Sohn saßen wie gelähmt in dem Dickicht.

Digitized by Google

Es war alles so rasch gekommen. Gerade als sie hingestarrt nach den herabgedrückten Zweigen, hatte es von der anderen Seite im Unterholz gepraſſelt, und ein Hund verbiß sich im nächsten Augenblick bellend an Auguſt Müllers Rock.

Da war auch schon der Inſpektor Wilke zwiſchen die beiden geſprungen, seine nervige Fauſt hielt den Greis gepackt, und dann hatte er gerufen.

Ehe sie zur Beſinnung kamen, erſchien der Major.

„Zurück, Hektor — zurück!“ rief die Baroneß.

Angſt ſchwang durch die Worte. Zwei Hände fuchtelten wild durch die Luft, dann ſchlug Auguſt Müller ohnmächtig hin, der Hund aber duckte ſich ſcheu auf den Boden.

Als der Baron den Greis ſo zuſammengebrochen daſitzen ſah, krampfte ſich ſeine Hand in die Schulter ſeines Sohnes, einen Halt mußte er ſuchen, damit er nicht hinſchlug wie der Auguſt Müller.

Tief beugte er ſich herab, lag im nächſten Augenblick auf den Knien, ſah den Greis an und rief: „Friedrich Karl! Friedrich Karl!“

Der antwortete nur mit einem ſtummen Nicken.

Mit beiden Händen faßte der Baron nach dem Kopf. „Iſt das möglich! — Und der da iſt — dein Sohn?“

Wieder folgte nur ein ſtummes Nicken.

Da lag auch die Baroneß auf den Knien vor dem Ohnmächtigen und löſte ihm den Kragen vom Halſe. „Ich hab's geahnt! Ich hab's geahnt! Seine Augen! Seine Augen!“

Der Major und der Inſpektor ſahen ſich an.

Und dann beugte ſich Wilke über den Auguſt Müller. „Laſſen Sie nur, Baroneß! Den bring' ich ſchon wieder auf die Beine!“

Wankend, auf den Arm ſeines Schwagers geſtützt, ging der zerlumpte Greis nach dem Schloſſe ſeiner

Digitized by Google

Väter, in dem er einst in Saus und Braus gelebt, das er heimlich hatte verlassen müssen.

Der Major und der Inspektor trugen seinen immer noch ohnmächtigen Sohn. Dessen Kopf stützte die Baroneß.

* * *

Drei Tage später fuhren im geschlossenen Wagen, neu gekleidet, Vater und Sohn mit dem Baron zur Bahn, nach Borken, einem kleinen Ort, wo kein Aufsehen entstehen konnte. Der Inspektor Wilke führte selbst die Zügel.

Der Greis kam in ein Altersheim nach Frankfurt. Sein Sohn, Adalbert v. Züschen, reiste nach Thüringen auf das Gut eines Freundes des Barons. Dort sollte er die Landwirtschaft gründlich erlernen.

Und wenn von Adalbert v. Züschen ein Brief kam, gab der Baron ihn immer seiner Tochter zu lesen. Er wußte ja, was kommen würde. Ein Züschen würde wieder auf Züschen hausen — über Jahr und Tag.

Und seine Frau würde willig und gütig die Last mittragen helfen, die das Geschick ihrem Manne auferlegt hatte. Das Sprichwort hatte sie sich eingeprägt, das Adalbert v. Züschen in einem seiner Briefe geschrieben:

Trag deine Last,
Trag sie gelassen —
Wie der kleinste Zweig
Seine Flockenmassen!

Dazu gehörte Mut, dazu gehörte Kraft, dazu gehörte — Liebe.

Und Mut und Kraft und viel Liebe, die köstlichsten Güter auf dieser Erde, würde Elfriede von der Kalbsburg in das alte, feste Züschener Herrenhaus tragen — und festhalten ihr Leben lang.

Digitized by Google

Aus der Geschichte der Schutztruppe für Südwestafrika.

Von Alex. Cormans.

Mit 12 Bildern. (Nachdruck verboten.)

Bei der Aufsuchung eines Seeweges nach Ostindien entdeckte im Jahre 1486 der Portugiese Diaz an der Südwestküste Afrikas eine Bucht, die er wegen ihrer Kleinheit Angra Pequena taufte. Diese vielverzweigte felsige Bucht, die noch drei Inseln und mehrere für die Schiffahrt gefährliche Felsen umschließt, bildete im Jahre 1884 den Ausgangspunkt für die deutsche Kolonisation in Südwestafrika.

Ein wagemutiger bremischer Kaufmann, F. A. E. Lüderitz, hatte ein Jahr zuvor durch Kaufverträge mit dem Namahäuptling Frederiks die Küste vom Oranjefluß bis zum 26. Grad südlicher Breite in einer Ausdehnung von 20 geographischen Meilen erworben und im Hafen von Angra Pequena die Handelsstation Fort Vogelsang angelegt. Am 24. April 1884 wurde dies sogenannte Lüderitzland unter den Schutz des Deutschen Reiches gestellt, und im August des nämlichen Jahres wurde dieser Schutz auch auf die Küstenstrecke vom 26. Breitengrad bis Kap Frio ausgedehnt, ausgenommen die Walfischbai mit den vorliegenden kleinen Inseln, die England für sich beanspruchte. Durch Verträge mit Portugal und England wurden die Grenzen gegen

Digitized by Google

Norden, Osten und Süden genau festgelegt, und innerhalb dieses Gebietes Schutzverträge mit den eingesessenen Häuptlingen von Bethanien, Otyitambi, Berseba, mit Kamaherero von Otjimbingue und dem Häuptling von Omaruru, den Bastards von Rehoboth, den Buren in Upingtonia und mit dem Häuptling der Bondelzwaarts abgeschlossen.

Nachdem die 1885 gebildete „Deutsche Kolonialgesellschaft" die Besitzungen von Lüderitz und einen Teil des daran stoßenden nördlicheren Gebietes übernommen hatte, entsandte die deutsche Regierung als ersten Reichskommissar den Dr. Göhring nach Südwestafrika, zu dessen Schutz bei dem unruhigen Charakter der eingeborenen Bevölkerung bald eine kleine Polizeitruppe gebildet werden mußte. Sie bestand aus 2 Offizieren, 5 deutschen Unteroffizieren und 20 Eingeborenen, war also viel zu schwach, um ernstlichen Gefahren wirksam zu begegnen. Den beständigen Raubanfällen der Nama unter ihrem gefürchteten Häuptling Witbooi in das Hereroland vermochte sie nicht Einhalt zu tun, und die dadurch geweckte Unzufriedenheit machte es dem englischen Agenten Lewis leicht, Kamaherero im Jahre 1888 zur Aufhebung aller von ihm mit den Deutschen geschlossenen Verträge und zur Vertreibung der Deutschen aus Otjimbingue zu bestimmen. Der Reichskommissar selbst sah sich gezwungen, das Land zu verlassen.

Diese Vorgänge führten zur Entsendung der ersten deutschen Schutztruppe unter dem bekannten und verdienstvollen Afrikareisenden Hauptmann v. François im Jahre 1889, so daß diese Truppe im Frühling des Jahres 1914 auf ein fünfundzwanzigjähriges Bestehen zurückblicken konnte.

Ihre sehr bescheidenen Anfänge ließen freilich nicht

Digitized by Google

ahnen, wie bedeutsam und wie ruhmvoll sich die Geschichte dieses ersten Vierteljahrhunderts gestalten sollte. Bestand sie doch zunächst nur aus 21 Mann, die erst nach Jahresfrist auf 50 vermehrt wurden. Um einen festen Stützpunkt zu gewinnen, errichtete die kleine Schar auf einer Berglehne über der Stadt Windhuk eine mit vier Türmen bewehrte starke Feste, die noch heute als das älteste Wahrzeichen deutscher Macht auf südwestafrikanischem Boden emporragt. Zwar war Lewis durch das Eintreffen der Schutztruppe genötigt worden, die Kolonie zu verlassen,

Die alte Feste in Windhuk und ihre Besatzung (1895).

Digitized by Google

aber ein friedliches Verhältnis zu den Eingeborenen war dadurch noch nicht gesichert. Bis zum Jahre 1892 allerdings wurden diese hinlänglich durch die erbitterten Kämpfe beschäftigt, die sie untereinander führten; dann aber schlossen sie plötzlich Frieden, und es konnte nicht zweifelhaft sein, daß dieser Versöhnung die Absicht eines gemeinschaftlichen Vorgehens gegen die verhaßten deutschen Eindringlinge zugrunde lag.

Die Größe der Gefahr rechtzeitig erkennend, bat Hauptmann von François dringend um Verstärkungen aus dem deutschen Mutterlande, und die aus 2 Offizieren mit 212 Unteroffizieren und Reitern bestehende Truppe landete im März 1893 eben noch zur rechten Zeit, um einen bereits vorbereiteten Angriff der vereinigten Herero und Hottentotten auf Windhuk zu verhindern. François konnte nunmehr selbst angriffsweise vorgehen, und er wandte sich zunächst gegen Deutschlands gefährlichsten Feind, gegen Hendrik Witbooi, den Häuptling der Nama-Hottentotten, dessen befestigtes Hauptlager Hornkranz er am 12. April 1893 erstürmte. Der Häuptling von Gibeon gab sich damit freilich noch nicht besiegt. Bis zum August 1894 zogen sich die erbitterten Kämpfe hin, die an die Tapferkeit, Ausdauer und Ertragungsfähigkeit der kleinen Truppe die denkbar höchsten Anforderungen stellten. Dann fiel mit der Erstürmung der Naukluft der entscheidende Schlag, und Hendrik Witbooi sah sich zur Unterwerfung gezwungen.

Ein gefährlicher Gegner war niedergerungen, gesicherte Zustände aber waren auch durch diesen Erfolg nicht geschaffen. Bald hier, bald dort loderten in kurzen Zwischenräumen die Flammen des Aufruhrs empor. Waren es in den Jahren 1894 und 1895 die Khamas- und die Simon-Copper-Hottentotten gewesen, die der kleinen Schutztruppe zu schaffen gemacht hatten, so

Digitized by Google

drohte 1896 eine aufständische Bewegung von sehr viel größerer Tragweite. Jetzt waren es die Ostherero, die

Drei alte Afrikaner.

Von links nach rechts: Oberleutnant Eggers, gefallen bei Owikokorero; v. Lindequist, nachmaliger Staatssekretär des Reichskolonialamts; Major Schwabe (1895).

sich mit dem Ovambandjeru und den Khamas zu einer gemeinschaftlichen Erhebung vereinigt hatten. An der Spitze der Schutztruppe stand nunmehr der 1895 zum

Digitized by Google

Landeshauptmann ernannte Major Leutwein, dem es gelang, die Aufständischen in den schweren Kämpfen bei Siegsfeld und Sturmfeld zu schlagen.

Unmittelbar danach traf die junge Kolonie ein sehr

Hendrik Witbooi,
Führer der Hottentotten beim Aufstande 1893 und 1904.

harter Schlag durch die von Süden her erfolgte Einschleppung der Rinderpest, der ein großer Teil des Viehstandes der Weißen und Eingeborenen zum Opfer fiel. Die zur Durchführung der von Koch empfohlenen Schutzimpfung erforderlichen Maßregeln gaben im

Digitized by Google

Dezember 1897 den Zwartbooi-Hottentotten den Vorwand zu einer Erhebung, der sich auch eine Anzahl Herero anschloß, während der Oberkapitän Samuel Maharero, der Kapitän Manasse von Omaruru und Hendrik Witbooi sich diesmal als treu erwiesen und so-

Samuel Maharero,
Oberhäuptling der Herero beim Aufstande 1904.

fort die von der Regierung verlangten Mannschaften stellten. Der Feldzug, durch außergewöhnlich ungünstige klimatische Verhältnisse erschwert, zog sich eine Zeitlang ohne rechten Erfolg hin, bis die in Windhuk

Digitized by Google

stationierte Truppe eingriff. Bei Grootberg kam es zu einem entscheidenden Gefecht, nach dem sich die Führer der Aufständischen mit 150 waffenfähigen Männern und 300 Frauen und Kindern ergaben. Die von dem Unterkapitän Kambatta geführten Herero wurden ebenfalls gefangen; nur Kambatta selbst entkam mit einigen Leuten in das Kaokoveld. Sein Land wurde als Regierungsland eingezogen.

Auch das Jahr 1898 ging nicht ohne einige kleinere Aufstände vorüber, deren Niederwerfung der inzwischen um weitere 400 Mann vermehrten Schutztruppe keine allzu großen Schwierigkeiten bereitete. Um so bedeutsamer waren die Aufgaben friedlicher Natur, die ihr während der verhältnismäßig ruhigen nächsten Jahre zufielen. Man kann die in Krieg und Frieden von den wackeren Schutztrupplern aus jener Zeit geforderten Leistungen nicht besser charakterisieren, als es einer unserer ältesten und erfahrensten Südwestafrikaner, Major K. Schwabe, tut, wenn er schreibt: „Noch durchbrach keine Eisenbahn den Gürtel der Küstenwüsten, kein Telegraph überwand spielend die unendlichen Weiten dieser Steppenländer, und oft dezimierten Krankheiten die Reit- und Zugtiere, so daß die Truppe gezwungen war, gewaltige Entfernungen im afrikanischen Sonnenbrand im Fußmarsch zu überwinden ... Auf den sandigen Wüstenstraßen, deren Lauf durch zahllose Kadaver an Lungenseuche und Überanstrengung eingegangener Zugochsen bezeichnet wurde, wanden sich, in ungeheure Staubwolken eingehüllt, knarrende Ochsenwagenzüge dahin, die von starken Abteilungen der Truppe eskortiert werden mußten. Sie führten in ununterbrochener Folge Proviant und Kriegsmaterial von der Küste nach Windhuk, und von dort fanden die Güter ihren Weg in die ferner liegenden Stationen.

Digitized by Google

Auf diesen wuchsen in monate-, ja jahrelanger Arbeit die aus Feldsteinen und Ziegelmauerwerk gefügten Festen empor. — Auf den Stationen rauchten — in

Bezirksamtmann v. Burgsdorff (ermordet 1901).

schweren Zeiten oft Tag und Nacht hindurch — die Schmiedefeuer, es knirschten die Sägen und klangen die Beile der Zimmerleute, wenn es nach langem Kriegszuge galt, die schweren Ochsenwagen, Kanonenräder

Digitized by Google

und das andere Heergerät schnell wieder instand zu setzen. — Daneben waren einzelne Abteilungen, öfter auch ganze Kompanien, wochen- und monatelang damit beschäftigt, die Hauptverkehrsstraßen, vor allem auf dem langen Wege zur Küste, zu verbessern. Hier mußte gegraben, gerodet und gesprengt werden, althergebrachte zwecklose Umwege wurden durch günstigere Linienführung verbessert und so allmählich dem Verkehr zwischen den Hauptorten der von den Deutschen besetzten Landesteile und der Küste eine vorteilhaftere Grundlage gegeben."

Daß daneben die militärische Ausbildung der Truppe nicht vernachlässigt werden durfte, bedarf kaum der Erwähnung. Dem Felddienst, der Übung im Reiten, der Pflege der Pferde, der Instandsetzung der Bekleidung, Ausrüstung und Waffen mußte die höchste Aufmerksamkeit gewidmet werden, und die Offiziere, die damals auch noch überall die Geschäfte der Zivilverwaltung, der Postbehörde usw. wahrzunehmen hatten, waren ebensowenig auf Rosen gebettet als die wackeren Unteroffiziere auf den verschiedenen, weit voneinander entfernt liegenden Stationen und Forts, deren Aufgabe durchweg ebenso verantwortungsschwer als gefahrvoll war.

Die Jahre 1897 bis 1903 waren für Deutsch-Südwestafrika die Zeit eines großartigen Aufschwunges, an dessen Herbeiführung die kraftvolle und zielbewußte Leitung durch den Major Leutwein ebenso großen Anteil hatte, als die unermüdliche und ungeheuer vielseitige Tätigkeit der durch eigentliche kriegerische Unternehmungen wenig beanspruchten Schutztruppe. Die Ansiedlung deutscher Farmer und Kaufleute nahm ständig zu, und einen gewaltigen Fortschritt bedeutete die Vollendung der ersten Eisenbahnlinie, der Strecke

Digitized by Google

Swakopmund—Windhuk, die am 1. Juni 1902 dem Verkehr übergeben werden konnte.

Aber mitten in diese hoffnungsvolle Entwicklung hinein fiel dann der furchtbare Schlag, der alles bisher

Außenwache des Seebataillons bei Omaruru (1904).

Errungene wieder zu vernichten drohte: der große Hereroaufstand vom Jahre 1904. Voraufgegangen waren ihm im Oktober 1903 die in Warmbad unter den Bondelzwaarts ausgebrochenen Unruhen, zu deren Niederwerfung Gouverneur Leutwein alle verfügbaren Truppen aus dem Groß-Nama- und Hererolande hatte

Digitized by Google

nach dem Süden werfen müssen. Diese für sie günstige Situation benützten die von ihrem Oberhäuptling Samuel Maharero geleiteten Herero zur Vorbereitung eines Aufstandes, der im Januar 1904 gleichzeitig an den verschiedensten Punkten ausbrach. Die Lage war für die deutschen Ansiedler wie für ihre Verteidiger zunächst äußerst bedrohlich. Okahandja war vom 12. bis 27. Januar eingeschlossen, Omaruru vom 17. Januar bis 6. Februar, Gobabis, Hohewarte und Seeis vom 15. bis 25. Januar, Okombahe vom 16. Januar bis 6. Februar. Windhuk, Karibib, Outjo und Grootfontein waren schwer bedroht. Kleinere Stationen, wie Otjisewa und Witvley, Waterberg und Otjituo wurden überrumpelt und die Weißen überall niedergemacht. Acht anderen Besatzungen gelang es zwischen dem 13. Januar und dem 3. Februar, sich nach größeren Orten durchzuschlagen. Bis Ende Januar hatten die Herero das in Betracht kommende Kolonialgebiet vollständig verwüstet und einen Schaden von mehr als 7 Millionen Mark angerichtet.

Bis zur Rückkehr des Obersten Leutwein, der erst am 13. Februar wieder in Swakopmund eintreffen konnte, war man bei der Verteidigung auf sehr geringfügige Streitkräfte angewiesen. Die erste Hilfe kam von dem Landungskorps des kleinen Kreuzers „Habicht", das im Verein mit Abteilungen der Schutztruppe und Freiwilligen den Aufständischen im Swakoptal harte Kämpfe lieferte. Das in größter Eile aus Deutschland entsandte Seebataillon vermochte ebenfalls verhältnismäßig frühzeitig einzugreifen, und für den Geist, der die Kämpfenden beseelte, spricht wohl am beredtesten die Tatsache, daß zu einer Zeit, wo die ganze deutsche Streitmacht aus 3 Offizieren, 140 Mann und 400 aus

Digitized by Google

Ansiedlern gebildeten Freiwilligen bestand, unter neununddreißig blutigen Zusammenstößen die Deutschen siebenundzwanzigmal die Angreifer gewesen waren.

Während der folgenden Wochen, die bei der Ungleichheit der Streitkräfte wohl viele mehr oder weniger schwere Gefechte, aber keine Entscheidung brachten,

Feldpoststation während des großen Aufstandes.

trafen in rascher Folge weitere Verstärkungen aus Deutschland ein, so daß die Schutztruppe schon am 1. Mai aus ihrer Friedensstärke von 34 Offizieren und 785 Mann auf 157 Offiziere und 3279 Mann gebracht worden war. Die großen Verluste durch Tod und Verwundung, durch Strapazen und namentlich durch den rasch um sich greifenden Typhus minderten diesen Be-

Digitized by Google

stand freilich rasch wieder herab, und in Anbetracht der ungeheuren Überzahl der gutbewaffneten und ausgezeichnet schießenden Aufständischen war an ein Niederwerfen des Aufstandes mit solchen Hilfsmitteln um so weniger zu denken, als die beispiellosen Schwierigkeiten des wasserlosen, von Dorngestrüpp durchsetzten Ge-

Schutztruppler beim Eisenbahnbau.

ländes geradezu übermenschliche Anforderungen an die Truppen stellten.

Mitte Juni übernahm der Generalleutnant v. Trotha den Oberbefehl über die Schutztruppe, die im Juli bereits aus ungefähr 300 Offizieren und Ärzten und aus 7200 Mann bestand. Die Aufständischen, die in den schweren Kämpfen bei Otjihinamaparero und Onganjira, bei Owikokorero und Okaharui bereits emp-

Digitized by Google

findliche Niederlagen erlitten hatten, zogen sich im August um den Waterberg zusammen, wo General v. Trotha in zweitägigem, blutigem Ringen ihre stark befestigten Stellungen erstürmte. Nur einem Teil der geschlagenen Herero gelang es, nach Südosten in das

Von links nach rechts: Morenga, Pater Malinowsky, Hauptmann Salzer.

Sandfeld zu entweichen, von wo er sich dann später, durch hartnäckige Verfolgung gezwungen, wieder nach Norden wandte.

Die Schlacht am Waterberg würde einen entscheidenden Sieg und den Anfang vom Ende des Aufstandes bedeutet haben, wenn nicht jetzt etwas ganz Unvorhergesehenes eingetreten wäre. Während sich am Oranje

Digitized by Google

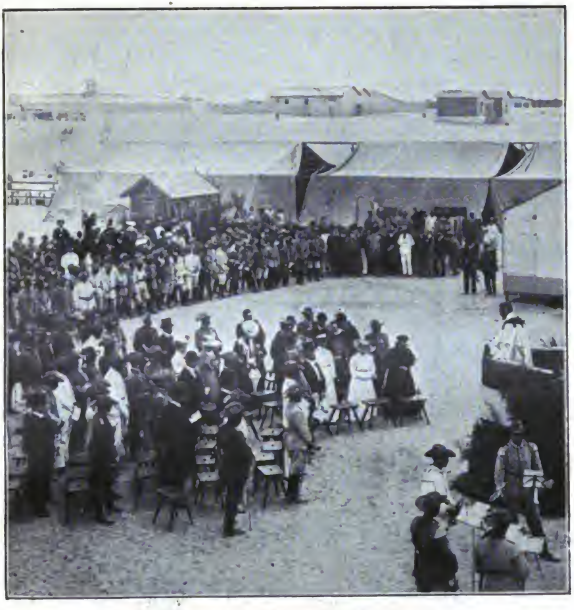
die Bondelzwaarts unter ihrem Führer Morenga von neuem erhoben und andere Hottentottenstämme Miene machten, sich ihnen anzuschließen, gab plötzlich der völlig unerwartete Abfall des für unbedingt treu und zuverlässig gehaltenen alten Hendrik Witbooi das Signal zu einer allgemeinen Erhebung, die den ganzen Süden der Kolonie umfaßte. Von diesem Augenblick an wurde der Kampf so leidenschaftlich und erbittert, wie es in der Geschichte der Kolonialkriege vielleicht ohne Beispiel ist. Was die heldenhaften deutschen Krieger zwei volle Jahre hindurch auf den weiten Durststeppen und in den unwegsamen, zerklüfteten Felsengebirgen an todesverachtender Tapferkeit und an opfermutiger Ausdauer bewiesen haben, wird durch keine andere kriegerische Großtat deutscher Soldaten übertroffen oder auch nur erreicht.

Hier handelte sich's nicht mehr um hervorragende Leistungen einzelner, sondern hier hat jeder ohne Ausnahme alles eingesetzt, was der Mann im Kampf um die Ehre seiner Nation überhaupt einzusetzen vermag, und es muß immer wieder ausgesprochen werden, daß die Verdienste der deutschen Schutztruppe während jener furchtbaren zwei Jahre im großen deutschen Vaterlande nicht die allgemeine und dankbare Würdigung gefunden haben, auf die sie gerechten Anspruch erheben durften.

Kann man es auch vielleicht verstehen, daß der südwestafrikanische Krieg in Deutschland nicht populär war, und daß sein Verlauf bis in die höchsten Kreise hinauf mit einem gewissen Mißvergnügen verfolgt wurde, so werden die glorreichen Taten unserer wackeren Söhne, die da drüben verbluteten und verdursteten, an Erschöpfung oder an qualvoller Krankheit starben, dadurch doch um nichts verringert, und wenn man kommenden

Digitized by Google

Geschlechtern mit begeisterten Worten von den glorreichen Schlachten der Befreiungskriege oder des letzten deutsch-französischen Feldzuges erzählt, sollte man wahrlich nicht vergessen, ihnen auch von den Gefechten des



Feldgottesdienst in Swakopmund.

Oberstleutnants v. Deimling im Auobtal, des Majors Meister an der Wasserstelle Groß-Nabas, des Majors v. Estorff gegen Hendrik Witbooi, von den Kämpfen in den Karasbergen und von all den anderen blutigen Scharmützeln zu erzählen, die unauslöschlich in den Ehrenbüchern des deutschen Heeres stehen werden, auch

Digitized by Google

wenn die Braven, die dort gefochten, nicht durch den lauten Siegesjubel einer ganzen Nation belohnt wurden.

Schon am 29. Oktober 1905 war Hendrik Witbooi

Verteilung von Kriegsauszeichnungen in Swakopmund.

im Gefecht bei Fahlgras schwer verwundet worden. Am 2. November hatte er noch die Wahl seines ältesten Sohnes Isaak zum Kapitän der Witbooi-Hottentotten veranlaßt, und am 3. November war er gestorben. Isaak Witbooi unterwarf sich später und erhielt seinen Wohnsitz in Otavi angewiesen. Sein jüngerer Bruder

Digitized by Google

Klein-Hendrik stellte sich im August 1907 dem Gouverneur v. Lindequist in Keetmanshoop.

Am 23. Dezember 1906 unterwarfen sich in dem Frieden von Kalkfontein die Bondelzwaarts dem Oberstleutnant v. Estorff, und damit war der große Aufstand

Kriegerdenkmal in Keetmanshoop.

beendet. Auf der Liste der Opfer, mit denen bei seiner Niederwerfung die unbefleckte Ehre des deutschen Namens bezahlt werden mußte, stehen die Namen von 104 Offizieren, 13 Sanitätsoffizieren, 16 höheren Beamten, 293 Unteroffizieren und 1586 Mannschaften.

Ist es nötig, diesen Zahlen noch ein einziges weiteres

Digitized by Google

Wort zum Ruhme der deutschen Schutztruppe in Südwestafrika hinzuzufügen?

Heute beträgt die Stärke der Truppe nur noch 1970 Mann, und es ist vielfach davon gesprochen worden, sie weiter zu verringern. Kenner der Verhältnisse warnen davor, weil sie die Lage in Südwestafrika noch keineswegs für so gesichert halten, daß man mit der Möglichkeit plötzlich aufflammender, großer Aufstände überhaupt nicht mehr zu rechnen habe. Hoffen wir, daß ihre Besorgnisse sich als grundlos erweisen, und daß uns weitere Opfer an kostbarem Blut erspart bleiben, obwohl wir ja die Gewißheit hegen dürfen, daß sie ebenso freudig gebracht werden würden, wie in jenen dreihundertneunundvierzig Gefechten, die die Schutztruppe in den ersten fünfundzwanzig Jahren ihres Bestehens siegreich ausgekämpft hat.

Digitized by Google

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Die Perlenprinzessin. — Letzthin stand in den Zeitungen ausführlich zu lesen, wie in der neuen Republik China unter Aufwand eines ungeheuren Gepränges der letzte Kaiser beigesetzt worden ist. Freilich ist er schon über drei Jahre tot und längst ruht er, gut einbalsamiert und luftdicht verschlossen, in einem mächtig großen Eichensarge; aber der Sarg stand bisher noch immer über der Erde, denn noch baute man an dem prunkvollen Mausoleum, das ihn aufnehmen sollte.

Kürzlich ist nun der Bau fertig geworden, und jetzt hat man den Mann, den ein widriges Geschick zum Kaiser von China gemacht hatte, zur ewigen Ruhe bestattet. In dieselbe Gruft aber, die ihn aufnahm, setzte man zugleich noch zwei andere Särge hinein. In jedem davon ruhte eine Frau: in dem einen die Kaiserin Yung-Lü, die erste Gemahlin des Kaisers Kwang-Hsü, und in dem anderen Chen-Kuei-fei, die Lieblingsgattin von ihm.

Auf welche Weise der Kaiser gestorben ist, darüber ruht ein tiefes Dunkel. Nach amtlicher Darstellung starb er auf ganz natürlichem Wege an der Schwindsucht; die Gerüchte aber, die alsbald nach seinem frühen Tode auftraten, und wonach er entweder durch Selbstmord oder gar von der Hand seiner Tante selbst, der allmächtigen Kaiserin-Witwe Tsu-Hsi, umgekommen sein soll, wollen bis heute nicht verstummen. Ebenso ist der plötzliche Tod der Kaiserin Yung-Lü bisher ein Rätsel geblieben.

Dagegen weiß man von seiner Lieblingsgattin Chen-kuei-fei ganz genau, wie sie ums Leben kam, haben es doch Hunderte mit angesehen. Sie wurde das Opfer einer grauenvollen Tat,

Digitized by Google

eines unerhörten Verbrechens, das aber würdig war der Frau, die es vollführte. —

Es war im Sommer des Jahres 1900. Das war für China ein Jahr des Unheils, das „Boxerjahr". Das Volk war im Aufstand wider die Regierung. Schon damals war es nicht mehr gewillt, die Mißwirtschaft der Mandschu weiter zu ertragen; aber die Kaiserin-Witwe Tsu-Hsi, die anstatt des schwachen jungen Kaisers Kwang-Hsü das Zepter führte, hatte es in ihrer Schlauheit und Tatkraft verstanden, die Volksbewegung, die eigentlich wider sie selbst ging, von sich auf die Fremden abzulenken, und so war es dahin gekommen, daß alle fremden Gesandten in Peking mitsamt allen Zugehörigen im Gesandtenviertel der Stadt eingeschlossen und aufs schwerste bedroht wurden. Erst eine gemeinsame Expedition aller fremden Mächte sollte diese Unglücklichen retten.

Die alte Kaiserin spottete darüber. Ihre ganze Umgebung, die Minister wie die Dienerschaft, entweder selbst verblendet oder verräterisch gesinnt, hatten ihr vorgeredet, daß Peking uneinnehmbar sei, und ruhig saß sie deshalb in ihrem Palaste in der „verbotenen Stadt", ob sie gleich von jenseits der Mauern her ein unausgesetztes Schießen vernahm — bis endlich dieses Schießen immer näher und näher rückte und gar Granaten in ihr geheiligtes Viertel selbst einschlugen.

Am 14. August war es bereits so weit, daß man von den Zinnen der Palastmauern die fremden Soldaten erkennen konnte. Zu Tausenden lagen sie davor und waren eifrig dabei, die Mauern zu unterwühlen, die Tore zu sprengen.

Da erkannte die Kaiserin endlich, woran sie war. Nur die schleunigste Flucht konnte sie noch retten. Und so gab sie denn, alle ihre stolze Erbitterung niederkämpfend, den Befehl dazu. Es zeigte sich aber, daß die sofortige Flucht gar nicht möglich war, denn es fehlte dazu an Trägern für die Sänften, weil die jungen Kuli längst sich in Sicherheit gebracht hatten. So wurde die Flucht auf den nächsten Tag verschoben.

Am 15. August frühmorgens fand sich in einem Vorhofe des Palastes alles zusammen, was die Kaiserin begleiten sollte. Die Sänften standen bereit, die nötigen Kuli waren für hohes

Digitized by Google

Geld beschafft, sie warteten des Winkes, alle die schweren Sänften aufzunehmen. Eine beträchtliche Zahl hoher Beamter sollte an der Flucht teilnehmen, und selbstverständlich auch der gesamte Hof einschließlich des jungen Kaisers Kwang-Hsü, der freilich für seine Person vorgezogen hätte, zu bleiben, wo er war. Ihm wäre es ganz willkommen gewesen, auf diese Weise der Zuchtrute seiner strengen Tante zu entgehen; mit den Fremden hätte er sich schon verständigt, war er doch im Innern seines Herzens längst ein Feind der selbstherrlichen Art, mit der in China bisher das Herrscheramt ausgeübt wurde. Bei seiner gesamten Umgebung stieß er damit natürlich an, seine eigene erste Gemahlin, die Kaiserin Yung-Lü, verspottete und verhöhnte ihn. Er solle doch auswandern mit solchen Gedanken, sich drüben über dem großen Wasser irgendwo zum Kaiser oder König wählen lassen — das sagte sie ihm täglich.

Nur eine war, die ihn verstand, die eines Sinnes mit ihm war — die ebenso schöne wie kluge Chen-Kuei-fei, seine Lieblingsgattin, der er einstmals für das schöne Haupt einen kostbaren Perlenschmuck geschenkt hatte. Seitdem hieß sie die „Perlenprinzessin".

Im Herzen voller Widerwillen, aber ohne die Kraft, sich gegen die alte Kaiserin aufzulehnen, hatte sich auch Kwang-Hsü für den Abmarsch eingefunden. Als aber die Sänften bestiegen werden sollten, zögerte damit die „Perlenprinzessin". Auch machte sie dem Kaiser sonderbare Zeichen.

Die Kaiserin-Witwe Tsu-Hsi sah dies mit ihren scharfen Augen, und sofort herrschte sie die junge Frau an: „Es scheint, du willst nicht mitgehen?"

Die junge Chen-Kuei-fei verneigte sich darauf zuerst voller Respekt vor der Herrscherin, dann aber hob sie ihr Haupt, und furchtlos erwiderte sie: „Nein, Majestät. Ich hielte es in der Tat für besser, dazubleiben, um mit den Fremden in Güte zu verhandeln."

Mit bösen Blicken sah die Kaiserin drein. „Was fällt dir ein!" fuhr sie die junge Frau an. „Nun, ich weiß ja, du hattest schon immer solche Anwandlungen. — Gut, du sollst hier bleiben," fuhr sie dann fort.

Digitized by Google

Verständnislos und ohne Arg schaute die junge Frau auf die Kaiserin-Witwe. Etwas unsicher begann sie: „Dann muß aber auch der Kaiser —“

Damit trat sie an dessen Sänfte heran, und der junge Kaiser lehnte sich freudig heraus, um auszusteigen.

Da lachte die alte Kaiserin in schneidendem Hohne laut auf. Ein Wink von ihr, ein paar kurze, scharfe Worte an ihren Obereunuchen Li, der sich die ganze Zeit über unmittelbar neben ihr gehalten, ein ebenso kurzer Befehl dann von diesem an drei Soldaten des Trosses — und sehnige Männerarme griffen nach der noch immer ganz ahnungslosen Chen-Kuei-fei.

In dem ringsum mit zierlichen Gebäuden besetzten Hofe stand etwas seitwärts, umgeben von Zedern, ein Brunnen, ein tiefer Ziehbrunnen. Dahin schleppten die rohen Hände das arme, zarte Geschöpf.

Alles jammerte und klagte laut — es half nichts. Drohenden Blickes, hochaufgerichtet, unerbittlich stand die alte herzlose Kaiserin da.

Der Kaiser aber war im namenlosen Schrecken ohnmächtig in die Kissen seiner Sänfte zurückgefallen.

— — — — — — — — — — — — — —

Am selben Tage noch wurde Peking von den ausländischen Truppen genommen. Auch die hohen, schier unersteigbaren roten Mauern des kaiserlichen Palastes wurden erstiegen, der Palast besetzt.

In dem Ziehbrunnen fanden die fremden Soldaten eine Leiche, einen Frauenleib in kostbaren Gewändern. Man übergab sie zurückgebliebenen chinesischen Hofbeamten.

Jetzt erst hat die unglückliche „Perlenprinzessin“ endgültig ihre Ruhe gefunden zur Seite dessen, für den sie sterben mußte.

Franz Woas.

Mexikanische Amazonen. — Unter den mexikanischen Rebellenführern hat sich zwar Francisco Villa, ein Mann, der zahlreiche, keineswegs nur politische Morde auf dem Gewissen hat, am bekanntesten gemacht, das eigentliche Oberhaupt der Bewegung ist aber nicht er, sondern General Carranza. Er ist ein schwärmerischer Kopf und war mit Madero, dem Ur-

Digitized by Google

heber der Revolution, eng befreundet. Als dieser den alten Präsidenten Porfirio Diaz gestürzt hatte, wurde er zum Gou-

Juana R. Uda de Flores, eine mexikanische Rebellin.

verneur des Staates Nuevo Leon ernannt. Nach dem Tode Maderos verschwand er mit den Staatsgeldern nach den Ver-

Bewaffnete Frauen der mexikanischen Rebellen.

einigten Staaten, kehrte aber einige Zeit darauf nach Mexiko zurück und zettelte nun die Gegenrevolution gegen den inzwischen

Digitized by Google

ans Staatsruder gelangten General Victoriano Huerta an. Carranzas Machtbereich erstreckt sich auf die Staaten Nuevo Leon, Tamaulipas, Sonora und Sinaloa.

Das Ansehen, dessen er sich erfreut, hat auch eine junge Dame bewogen, sich ihm als Kämpferin anzuschließen. Sie heißt Juana R. Uda de Flores. Die Töchter der großen Haciendabesitzer, deren Landgüter in den nördlichen Plateaustaaten und in den Savannenstrichen am Ostrand des Hochlandes oft viele Quadratmeilen messen, führen von Jugend auf ein Leben der Abhärtung. Sie reiten nach Männerart, tragen auf den halbe Tage dauernden Ritten in den Savannen gewöhnlich Männerkleidung und wissen auch die Büchse sicher zu handhaben. So wurde es denn Juana de Flores nicht allzu schwer, die Uniform anzulegen und die Anstrengungen und Gefahren des Krieges auf sich zu nehmen. Sie hat unter Juan Carasco, einem Unterführer Carranzas, in siebzehn Gefechten gekämpft und dabei eine bemerkenswerte Kaltblütigkeit und Entschlossenheit gezeigt.

Aber Juana de Flores ist nicht die einzige bewaffnete Frau in Carranzas Scharen. Seine Anhänger bestehen zu einem großen Teil aus Mischlingen, Abkömmlingen von Spaniern und Indianern, die überhaupt 44 Prozent der gesamten mexikanischen Bevölkerung ausmachen. Eine Besoldung gibt es bei den „Konstitutionalistas", wie sich die Rebellen nennen, fast nicht. Denn das von den Generalen ausgegebene Papiergeld, das den Mannschaften ausgezahlt wird, ist so gut wie wertlos. Sie sind daher auf gewaltsame Requisitionen und Plünderungen angewiesen und können für den Unterhalt ihrer Frauen nur dadurch sorgen, daß sie sie mit ins Feld nehmen. Außerdem wäre aber auch den Frauen von Anhängern der Revolution, die den Bundestruppen in die Hände fielen, der Tod sicher. Eine Anzahl dieser Frauen im Lager Carranzas hat sich nun unter Beibehaltung ihrer weiblichen Kleidung militärisch ausgerüstet und beteiligt sich auch mutig und tatkräftig an den Kämpfen. Th. S.

Johann Strauß und sein Freiplatz. — Der Hofballmusikdirektor und Walzerkönig Johann Strauß hatte ständig einen

bestimmten Freiplatz im Parkett der Wiener Hofoper, den er jedoch sehr selten benützte, da er abends meistenteils mit seiner Kapelle beschäftigt war. Einmal gedachte er sich nun die Erstaufführung von Bizets „Carmen" anzusehen, nachdem er sich volle sechs Wochen nicht hatte in der Hofoper blicken lassen. Als er nun an dem Billettkontrolleur, einem pensionierten Wachtmeister, der diese Stelle erst vor einem Monat erhalten hatte, vorüber wollte, hielt jener ihn an mit dem Bedeuten, der Herr müsse erst seine Karte vorzeigen.

Der Hofballmusikdirektor war zunächst etwas verdutzt, fragte dann aber mit gemütlichem Lächeln: „Kennen Sie mich nicht?"

„Hm — ja. — Sie haben entschieden Ähnlichkeit mit unserem Strauß. Und wenn ich nicht wüßte, daß der Herr Hofballmusikdirektor bereits wieder auf seinem Platz im Parkett sitzt, so würde ich wahrhaftig denken, Sie wären's."

Der Walzerkönig, der aus dieser Antwort nicht recht klug wurde, wollte sich auf weitere Unterhandlungen nicht einlassen und verlangte jetzt etwas barsch, der Kontrolleur solle ihm den Weg freigeben. Doch der Mann weigerte sich energisch. Schließlich wurde der zweite Kassierer herbeigeholt, der sich dann mit vielen Bücklingen bei Strauß entschuldigte. Der Billettkontrolleur sei erst kürzlich angestellt worden und kenne die Inhaber der Freiplätze wohl noch nicht genau.

Diesen Vorwurf ließ jedoch der frühere Wachtmeister nicht auf sich sitzen. „Wie — ich soll unseren Strauß nicht kennen?!" protestierte er ganz erregt. „Der Herr Hofmusikdirektor ist ja aber schon auf seinem Platz. Das habe ich diesem Herrn schon einmal gesagt!"

Jetzt erst ging dem Kassierer ein Licht auf. Durch einen Logenschließer ließ er schleunigst den Pseudowalzerkönig herausbitten, der sich dann als ein biederer Schneidermeister namens Höninger entpuppte. Höninger sah dem Hofballmusikdirektor allerdings täuschend ähnlich und hatte diesen Umstand benützt, um fast Abend für Abend den Freiplatz seines berühmten Doppelgängers einzunehmen.

Johann Strauß sorgte dafür, daß die Sache für den Schneider keine weiteren Folgen hatte. Nur eines mußte er ihm noch

Digitized by Google

erklären — wie er es so einzurichten verstanden hatte, daß sie beide nie an demselben Abend den Freiplatz benützten.

„Sehr einfach," erwiderte Höninger. „Ich hab' mich halt stets aus der Zeitung darüber informiert, wann Sie abends zu dirigieren hatten. Dann war ich ja sicher, mit Ihnen nicht zusammenzutreffen. Und eigentlich hätten Sie heut auch nicht hier sein dürfen. Sie sollten doch im Palais Schwarzenberg spielen."

Strauß lachte aus vollem Halse. „Entschuldigen Sie nur — aber das Fest ist noch im letzten Augenblick abgesagt worden. Im übrigen aber wollen wir es so weiter halten wie bisher. Ich werde Ihnen die Erlaubnis erwirken, daß Sie mich vertreten dürfen. Nur heute müssen Sie mir den Platz einräumen. Da haben Sie zwei Kronen. Im dritten Rang wird noch ein Eckchen für Sie frei sein."

Und so blieb es auch wirklich. Höninger, der kurz vor Johann Strauß starb, hat bis an sein Lebensende den Parkettsitz des Hofballmusikdirektors mitbenützt. W. K.

Die Marschleistung einer Katze. — Welche stattlichen Entfernungen eine Hauskatze zurückzulegen vermag, zeigt ein interessanter Fall, der sich vor kurzem in England ereignete. Eine Frau White hatte von Rizon die Reise nach Cardiff unternommen, um ihre alten Eltern zu besuchen. Bei der Bahnfahrt nahm sie in einem Korbe eine schöne, schwarze Katze mit, die sie „Tumimi" getauft hatte und ihren Eltern zum Geschenk machen wollte. Die Eltern freuten sich auch sehr über die schöne Katze, aber bereits am nächsten Morgen war der vierbeinige Gast aus seinem neuen Heim verschwunden, und alle Nachfragen verliefen ergebnislos. Das einzige, was man erfahren konnte, war der Umstand, daß einige Leute auf den Eisenbahnschienen — die Bahnlinie führte nahe am Hause der Eltern vorüber — eine schwarze Katze gesehen haben wollten. Das Tier war und blieb verschwunden, bis zehn Tage später aus Rizon die Nachricht kam, Tumimi sei wieder zu Hause aufgetaucht. Die Katze war vollkommen erschöpft, die Pfoten bluteten, aber sie hatte den Weg in ihr altes Heim wiedergefunden. Was das bedeutet, wird erst klar, wenn man erfährt, daß die Entfernung von Car-

Digitized by Google

diff nach Rizon rund vierhundert Kilometer beträgt, so daß Tumimi durchschnittlich vierzig Kilometer am Tage zurückgelegt haben muß.

Noch interessanter als dieser Rekord der Zähigkeit bei einer einfachen Hauskatze ist aber die verblüffende Leistung des Orientierungssinnes. Wie hat sich die Katze heimgefunden? Ist sie geradeswegs durchs Land gewandert, oder folgte sie der Bahnlinie, auf der sie nach Cardiff gekommen war? Auf jeden Fall hat weder die große Entfernung noch die Eisenbahnfahrt im geschlossenen Korbe den Orientierungsinstinkt Tumimis irre zu machen vermocht. O. v. B.

Bei den Toten von Taschi-lhunpo. — Wenn wir die Bestattungsweisen bei den Völkern der Erde in alter und neuer Zeit betrachten, so fällt dem denkenden Beobachter alsbald auf, daß in vielen Fällen bei ihrer Einführung nicht so sehr moralische oder religiöse Rücksichten, als vielmehr gesundheitliche und solche auf die Natur des Landes, das Klima und die materiellen Verhältnisse der Bevölkerung maßgebend gewesen sind. In dem wälderreichen Indien, in Hellas und Rom, in Germanien und Gallien war von alters her die Einäscherung üblich, wenigstens für die Vornehmen. Die alten Juden wählten die Erdbestattung, weil in dem holzarmen Palästina eine andere Bestattungsart viel zu kostspielig gewesen wäre. Reiche genossen übrigens auch dort den Vorzug einer Beisetzung in einem Felsengrabe. In Ägypten, wo weder Wald vorhanden ist, noch von dem kostbaren, dem Nil abgerungenen bebauten Boden nur ein Acker entbehrt werden kann zur Totenbestattung, griff man zur Einbalsamierung, und die Mumien wurden dann in gemeinschaftlichen Felsengräbern in den wüsten Gebirgen am Rande des Niltals aufgestapelt.

Diese drei Grundformen — Einäscherung, Einbalsamierung, Erdbegräbnis — finden wir bei den verschiedenen Völkern der Erde immer wieder vom Altertum bis auf die Gegenwart. Vollständige Abweichungen gibt es nur wenige. Bekannt ist, daß die Parsen ihre Toten auf eigens zu diesem Zwecke errichteten niederen Rundtürmen, den „Türmen des Schweigens", den Geiern zum Fraße aussetzen, während manche Stämme

Digitized by Google

Oſtſibiriens die Leichen ihrer Angehörigen einfach in den Wald oder auf die Tundra hinaustragen, wo ſie ſofort von den Wölfen zerriſſen werden. Bei den erſteren iſt der Grund eines uns ſo barbariſchen und abſtoßend erſcheinenden Brauches eingeſtandenermaßen rein geſundheitlicher Art. Man will die in einem tropiſchen Lande doppelt gefährliche Verunreinigung des Bodens und der Flußläufe durch faulende Leichen vermeiden; bei letzteren iſt es die Armut und die Ungunſt des Klimas. Da der Boden in Nordſibirien ſelbſt im Sommer nicht froſtfrei wird, begegnet die Herſtellung eines Erdgrabes großen Schwierigkeiten, und die Feuerbeſtattung iſt für dieſe bettelarmen Nomaden eine viel zu umſtändliche und koſtſpielige Angelegenheit.

So ſehr aber auch dieſe Art, ſich der Toten zu entledigen, unſere Verwunderung und unſeren Abſcheu erregen mag, ſie wird an Seltſamkeit und Widrigkeit bei weitem übertroffen durch die Beſtattungsart, die in den bevölkertſten und reichſten Gegenden Tibets, in der Umgebung der beiden heiligen Städte Lhaſa und Schigatſe üblich iſt, und die ſonſt auf der ganzen Erde nirgends ihresgleichen findet. Dort werden nämlich die Leichen, um ſie möglichſt ſchnell zu vernichten und ihre Reſte wieder dem allgemeinen Kreislauf der Natur zurückzugeben, von einer eigenen Gilde von Totenbeſtattern nach hergebrachten Regeln zerſtückelt und dann an die Geier verfüttert.

Der berühmte Tibetforſcher Sven Hedin hielt ſich auf ſeiner letzten Forſchungsreiſe längere Zeit in Schigatſe auf, hatte als Gaſt des Taſchi-Lama, der ihn mit der größten Freundlichkeit empfing, Gelegenheit, eingehende Studien von Land und Leuten zu machen, und auch bei der Beſtattung eines Lamas gegenwärtig zu ſein. Seinen Aufzeichnungen verdanken wir die folgenden, hochintereſſanten kulturgeſchichtlichen Schilderungen.

Ehe wir uns aber näher mit den Toten von Taſchi-lhunpo beſchäftigen, iſt es nötig, einige allgemein-aufklärende Bemerkungen vorauszuſchicken. Der bekanntlich in der heiligen Stadt Lhaſa reſidierende Dalai-Lama iſt keineswegs, wie man in Europa allgemein annimmt, das geiſtige Oberhaupt der

Digitized by Google

lamaitischen Buddhisten, sondern der weltliche Herrscher des Landes, das er mit Hilfe des Devaschung, einer Ratsversammlung hoher geistlicher Würdenträger, regiert. Das geistliche, als heilig und unfehlbar verehrte Oberhaupt aller dem Lamaismus angehörigen Buddhisten ist der Taschi-Lama, der mit 3700 Mönchen aller Grade in dem großen Kloster Taschi-lhunpo bei Schigatse lebt. Sein Einfluß reicht von den Steppen der Wolga, wo ihm die Kalmücken anhängen, durch ganz Nordasien bis zur Küste des Gelben Meeres. Er gilt als eine Inkarnation des Boddhisatwa, des künftigen Buddhas, dessen Seele gegenwärtig, bis er nämlich reif ist, einst als Buddha aufzutreten, sich in der Person des jeweiligen Taschi-Lama verkörpert. Der jetzige Taschi-Lama zählt fünfundzwanzig Jahre und ist ein intelligenter, für einen Tibeter außergewöhnlich gebildeter und höchst freundlicher junger Mann, mit dem zusammengetroffen zu sein Sven Hedin unter die erfreulichsten und hervorragendsten Momente seines Daseins rechnet. Er ließ dem Forscher nicht nur alle Sehenswürdigkeiten der Klosterstadt Taschi-lhunpo zeigen und erklären, sondern ihn auch nach der Bestattungsstätte bei Gumpa-sarpa, einem Dörfchen südwestlich von Taschi-lhunpo, führen, wo die fünfzig Leichenzerstückler, Lagba genannt, in einem Dutzend ärmlicher Hütten leben. Sie bilden eine verachtete Kaste, dürfen nur innerhalb dieser heiraten, und die Söhne müssen stets wieder das Gewerbe des Vaters ergreifen. Nie dürfen sie den heiligen Grund des Klosters oder eine der zahlreichen Kapellen betreten.

Ist ein Lama gestorben, so wird seine Leiche in ein Stück Zeug eingewickelt und von seinen Verwandten auf dem Rücken nach Gumpa-sarpa hinausgetragen. Dort wird er völlig entkleidet und ihm ein Strick um den Hals geschnürt, der am anderen Ende an einem im Boden steckenden Pfahl befestigt ist. Dann zieht man die Leiche so lange an den Beinen, bis sie sich völlig gestreckt hat. Außer den Lagbas ist bei dieser und den folgenden Prozeduren niemand zugegen, denn die Pflichten der Leidtragenden endigen mit der Ablieferung des Toten an die Zerstückler.

Ist die Leiche gerade gestreckt, so wird ihr kunstgerecht die

Digitized by Google

Haut abgezogen, und das Fleisch den Geiern überlassen. Ist die völlige Skelettierung erreicht, so wird der Kopf abgelöst, und die Knochen des Skeletts werden in Mörsern zu Pulver zerstampft. Dann nimmt man das Gehirn aus der Hirnschale heraus, zerpulvert auch letztere, und schließlich werden aus dem Knochenmehl und dem Gehirnbrei mit den Händen Klöße geformt, die man ebenfalls den Geiern und den wilden Hunden zum Fraße hinwirft. Damit endigt das Geschäft der Lagbas.

Wollen die Angehörigen etwas Besonderes daran wenden, so wird die Leiche nicht abgehäutet, sondern der Kopf abgeschnitten und der Rumpf mit einem scharfen Messer längs des Rückgrats in zwei Teile zerlegt. Jede Hälfte wird in kleine Stücke zerschnitten und erst, wenn dies geschehen ist, läßt man die Geier herbei.

Fragen wir uns, wie ein so entsetzlicher, alle unsere Gefühle empörender Brauch unter einem Volke sich einbürgern konnte, das zu den gutartigsten der Erde gehört, das gegen jede Blut- und Gewalttat den größten Widerwillen hat und alles Lebende nach besten Kräften schont, wie also ein solches Volk so jeder Pietät und Achtung gegen die Toten bar sein kann, so müssen wir uns vergegenwärtigen, was im Eingange gesagt ist, wozu hier noch die Macht der religiösen Anschauung kommt.

Obwohl Lhasa sowohl wie Taschi-lhunpo in den milderen Teilen Tibets, dieses höchsten Gebirgslandes der Erde, liegt, fehlt es doch bei einer Meereshöhe von 3900 Metern ganz an Holz, ebenso an Kohlen, die aus China auf dem Rücken der Pferde herbeigeschafft werden müßten. Einäscherung ist also unmöglich. Die Vorstellung, den Toten jahrelang langsam in der Erde modern zu lassen, ist dem Tibeter durchaus widerwärtig, erscheint ihm geradezu als die ungeeignetste Bestattungsweise, wozu noch allerlei chinesischer, aus der früheren Religion vor Einführung des Lamaismus zurückgebliebener Aberglaube sich gesellt, nach dem ein Grab der Tummelplatz böser Geister und Gespenster und für die ganze Nachbarschaft unheilbringend ist. Die Technik der Einbalsamierung aber kennt man in ganz Asien nicht. Somit scheint es, daß den Tibetern kaum etwas anderes übrig bleibt als das geschilderte Verfahren. Endlich

ist nicht zu vergessen, daß die Tibeter als überzeugte Buddhisten fest an die Lehre vom Kreislauf der Geburten glauben, der fortdauert, bis das Nirwana erreicht ist. Der sterbliche Rest, der hier auf Erden zurückbleibt, während sich die Seele bereits auf dem Wege zu einer neuen Geburt als Mensch, Gott oder Tier befindet, kann daher für den Buddhisten nicht den geringsten Wert besitzen. In der Tat achten die Tibeter denn auch einen Leichnam nicht höher als den Schmutz an der Straße, er ist ihnen nur ein Gegenstand des Abscheus, nicht der Pietät, und der in christlichen Landen gepflegte Totenkultus ist für sie sinnlos, ja unbegreiflich.

So zeigen uns die Toten von Taschi-lhunpo aufs neue, wie alles auf dieser Erde nach den besonderen Umständen sich richtet, und wie die tiefsten und heiligsten Empfindungen mit dem Klima, der Natur des Heimatbodens, den materiellen Verhältnissen und den frühesten Eindrücken unserer Erziehung aufs innigste zusammenhängen und durch sie bedingt werden. F. Z.

Eine merkwürdige Deputation. — Die Bewohner der Gegend um St. Jean de Maurienne in Savoyen genossen in früheren Jahrhunderten den Ruf, vorzügliche Bärenjäger zu sein. Darauf waren sie sehr stolz und ließen sich kaum eine Gelegenheit entgehen, ihren alten Ruhm wieder aufzufrischen.

Ein eigentümliches Beispiel hiervon gaben sie im Jahre 1548. König Heinrich II. kam durch die genannte Gegend, und die Bewohnerschaft rüstete sich zu einem feierlichen Empfang. Der Bischof, der dem König entgegengeschickt wurde, um ihn zum Besuche von St. Jean de Maurienne einzuladen, versicherte dem König, daß er etwas zu sehen bekommen würde, das ebenso neu und originell als lieblich und großartig anzuschauen wäre.

Der König hielt denn auch mit großem Gefolge Einzug in die Stadt. Doch kaum hatte er die Tore passiert, als er heftig zusammenschrak ob des Schauspiels, das sich ihm bot. In einer kurzen Entfernung sah er eine ganze Herde von Bären die Straße heraufmarschieren und geradeswegs auf sich zukommen. Er war eben im Begriff, entsetzt aus dem Wagen zu springen, als man ihn zurückhielt und die Aufklärung über das merk-

Digitized by Google

würdige Schauspiel gab. Die Bärenherde, die des Königs Angst und Schrecken verursacht, war nichts weiter als eine Deputation der Bürgerschaft, die sich in die von den Einwohnern erbeuteten Felle gehüllt hatte, um dem König einen Mummenschanz vorzuführen, der gewiß den Reiz der Seltenheit hatte. Naturgetreu trabten sie alle, auf Händen und Füßen laufend, immer vier und vier nebeneinander unter Pfeifen und Trommeln herbei, machten dann kehrt und begleiteten den König bis zur Kirche.

Als der Gottesdienst zu Ende war, führte die Bärengarde den König unter ähnlichem Gebrumme und allerhand spaßigen Kapriolen bis zu dem Hause, in dem er Wohnung zu nehmen gedachte. Der König hatte an diesem originellen Schauspiel das höchste Wohlgefallen gefunden und ließ der Bärendeputation ein ansehnliches Geldgeschenk auszahlen. A. Sch.

Die Venus von Milo im Sarge. — Als sich im Jahre 1870 die deutschen Heere mit bedrohlicher Eile der französischen Hauptstadt näherten, traf man in Paris Vorkehrungen, um die kostbaren Schätze des Louvre in Sicherheit zu bringen. Die herrlichen, nicht mit Gold zu bezahlenden Bilder von Tizian, Paolo Veronese, Rembrandt, Rubens usw. wurden sorgfältig verpackt und nach der Seestadt Brest gebracht. Im Notfall sollten sie sogar auf ein Schiff geladen und aufs Meer geschickt werden.

Nicht so leicht war es, die vielen antiken Marmorstatuen in Sicherheit zu bringen; ihre Zerbrechlichkeit und ihr Gewicht gestatteten keine so schnelle Verschickung. Unter diesen kostbaren Marmorbildern befand sich auch eines, um das alle Museen der Welt die Franzosen beneideten, nämlich die berühmte Venus von Milo. Der Gedanke, daß diese herrliche Statue den Preußen in die Hände fallen könnte, beunruhigte die Wächter der Kunst nicht wenig. Sie sannen auf Rettung und verfielen endlich auf folgenden Ausweg, der später, nach dem Friedensschluß, von dem bekannten Schriftsteller Theophile Gautier im Journal officiel in folgender anschaulicher Weise geschildert wurde: „Man nahm die erstaunte Venus von ihrem Sockel herunter und legte den göttlichen Marmorleib in einen mit

Digitized by Google

Watte gefütterten eichenen Sarg, so daß kein Stoß und keine Reibung die reinen Linien ihres Körpers verletzen konnte. Des Nachts brachten zuverlässige Männer den Sarg an eine geheime Tür des Louvre, wo sie von anderen bewährten Leuten an einen nur ihnen bekannten Ort getragen wurde. In den Kellerräumen der Polizeipräfektur war nämlich für die Göttin eine Gruft bereitet worden.. Das Versteck lag am Ende eines jener geheimnisvollen Gänge, an denen die Polizeipräfektur so reich war. Man zog dann noch eine Mauer vor die Ruhestätte der Venus, gab dieser Mauer einen altertümlichen Anstrich und legte dann, um alle Nachforschungen irrezuführen, vor die Mauer einen Haufen von nicht unwichtigen Akten, vor die man eine zweite Mauer zog, so daß im äußersten Fall das geöffnete Versteck nichts als die Papiere zu bergen schien. Hier verbrachte die Venus von Milo nun in stiller Zurückgezogenheit, zur großen Sorge ihrer Bewunderer, die nicht wußten, was aus ihr geworden war, die erste Belagerung. Vielleicht ein wenig gelangweilt ruhte sie dort auch während der zweiten Belagerung, während der Herrschaft der Kommune. In den Händen der Kommune wäre die Göttin gewiß den größten Gefahren ausgesetzt gewesen. Die Kommune hätte sie vielleicht verkauft, oder wohl gar als ein Werk des menschlichen Geistes, das ihren Gerechtigkeitssinn beleidigte, zertrümmert. Während der Kommune ging auch die Präfektur in Flammen auf, und man kann sich die Angst denken, in der die Mitwisser des Geheimnisses um das Schicksal der Göttin schwebten. Sobald die Armee der Regierungstruppen die Hauptstadt wieder besetzt und Paris dem Lande wiedergegeben hatte, eilte man nach der Präfektur. Die rauchenden Trümmer wurden fortgeschafft und unter den zusammengebrochenen Mauern des Gebäudes fand man den eichenen Sarg ganz unverletzt vor. Der lange Aufenthalt in der feuchten Gruft hatte dem Marmor kein Leid getan — das Meisterwerk war gerettet.“ —zen.

Ein neuer Büchsenöffner. — Trotz der beigegebenen kleinen Schlüssel, die aber auch vielfach fehlen, ist das Öffnen von Konservenbüchsen meist eine Qual zu nennen. Es ist auch schon

Digitized by Google

öfter vorgekommen, daß sich ungeschickte Hände hierbei gefährlich verletzt haben, woraus Entzündungen und Vergiftungen hervorgerufen werden können. Unsere Abbildung zeigt uns nun einen Apparat, der die Arbeit zum Vergnügen macht. Jedes Kind ist hiermit in der Lage, die Büchsen sauber und geschwind zu öffnen.

Seine Anwendung ist folgende. Die Büchse wird in die

Büchsenöffner „Ideal".

rechte Hand genommen und der Apparat mit der linken Hand wie eine Zange und so angesetzt, daß der Büchsenrand zwischen Messerscheibe und Anlegerolle eingeklemmt wird. Dabei muß der unter der Rolle hervorstehende Teil an der Büchsenwand anliegen. Das Ganze wird so gehalten, daß die Büchse auf der Tischkante steht, dann drückt die linke Hand die Zange gleichmäßig fest zusammen, und die rechte Hand dreht den Holzgriff. Dabei wird sich die Büchse von selbst drehen und

die Messerscheibe den Büchsendeckel glatt und sauber ausschneiden, so daß man die Büchse später noch für andere Zwecke benutzen kann. Der Apparat ist von F. A. Schumann in Berlin W, Leipziger Str. 109, zu beziehen. H. H.

Aus dem Zuchthaus. — Viel entsetzlicher als das Schafott ist für den seelisch feiner abgetönten Menschen lebenslängliches Zuchthaus, so eigentümlich zäh selbst im tiefsten Elend der Mensch auch am Leben hängen mag. Das zeigt sich schon bei der Einzelhaft. Im allgemeinen, das heißt dort, wo das Zellensystem nicht eingeführt ist, gilt sie als Verschärfung der Strafe. In der jedem Sträfling bekannten Zuchthausordnung ist sie neben der körperlichen Züchtigung, dem Anschließen in Eisen und dem Dunkel- und Lattenarrest eine besonders verhaßte Strafe.

Der gebildete Verbrecher erbittet sich dagegen als Vergünstigung Einzelhaft und das Unterlassen von „Besichtigungen", während die anderen Verbrecher, die in großen Arbeitsälen zusammenarbeiten, in den Besuchen eine angenehme Abwechslung sehen. Mit welchen Seelenqualen der gebildete Verbrecher die Prozedur des Einlieferns, das Rasieren von Kopf- und Barthaar, die körperliche Untersuchung und das Einkleiden in die Zuchthaustracht erduldet, auch davon hat der gewöhnliche Verbrecher keine Ahnung. Am furchtbarsten aber trifft den gebildeten Zuchthaussträfling, daß er, wenn ihm aus irgendwelchen Gründen die Einzelhaft verweigert werden muß, mit Gewohnheitsverbrechern zusammen zu arbeiten und zu schlafen gezwungen ist. Es ist im gewissen Sinn ein Seelenmorden. Ein solcher Gefangener sagte mir einmal, als ich ihn gelegentlich eines Rundganges im spanischen Zuchthaus zu H. ansprach, daß er doppelt leide. „Die Schande der entsetzlichen Strafe," sagte er, „lastet schwer genug auf mir, aber noch schwerer drückt mich die Gesellschaft, in der ich mich befinde, nieder!"

Der Gewohnheitsverbrecher findet sich leicht mit seiner Strafe ab, so leicht manchmal, daß seiner Strafe der Charakter als solcher genommen wird, besonders, wenn ihm die Langweile der Einzelhaft erspart bleibt. Allerdings ist das Sprechen der Sträflinge untereinander bei harter Strafe verboten.

Digitized by Google

Aber was ist nicht alles verboten! Oberflächliche Beobachter wollen die bei alten Sträflingen eigentümliche Verzerrung der Mundwinkel, diese charakteristischen Runen der Haft auf das Verbot des Sprechens zurückführen. Nun, in Wirklichkeit kann in einem gut besuchten Kaffeekränzchen an einem Tag nicht so viel geplaudert werden, als was sich unter den Augen des Aufsehers ein Arbeitsaal voller Sträflinge zuflüstert.

Das ist natürlich eine Kunst, die auf Übung beruht. Der gerissene Sträfling versteht sich darauf. Nach dem ersten Monat hat er sich soviel zusammengearbeitet, daß er sich zu seinem gut und nahrhaft gekochten, aus Hülsenfrüchten bestehenden, aber wenig gewürzten Essen Essig, Speck und Butter kaufen kann. Allerdings darf wöchentlich nur eine kleine Summe — fünfzehn Pfennige für jedes — verbraucht werden. Der Zuchthäusler würzt mit Vorliebe seine sämtlichen Speisen mit Essig, daher zum Teil wenigstens die charakteristische graue Gesichtsfarbe. Rauchen ist selbstverständlich verboten, aber der Gefangene darf sich wöchentlich für einige Pfennige Schnupftabak kaufen.

Die Arbeitsäle des von mir besuchten Zuchthauses waren geradezu mustergültig. Es wird wenig Arbeiter geben, die in höher gewölbten, luftigeren und reinlicheren Werkstätten arbeiten. Auch die Einzelzellen sind geräumig, luftig, hell und gut ausgestattet. An jeder Zelle ist bei fluchtverdächtigen Verbrechern ein weißes, bei anderen ein schwarzes Holzschild angebracht; auf diesen befinden sich Nummer, Vor- und Zuname, Geburtsort, die Art des Verbrechens, die Zeitangabe der Strafe. Fluchtverdächtige Verbrecher — in H. unter siebenhundertundfünfzig schweren Verbrechern allein zweihundert — werden besonders beaufsichtigt und haben abends ihre Kleider aus der Zelle herauszugeben.

Jeder Fluchtversuch, jedes schwere Subordinationsvergehen wird sofort mit fünfundzwanzig bis dreißig Hieben geahndet. Die Peitsche hat einen kurzen, wuchtigen Stiel und ist aus Leder geflochten. Der Delinquent wird in Gegenwart eines Arztes entkleidet, in die „Zwangsjacke", einer

Digitized by Google

Rockhose von Zwillich, gesteckt und über den „Bock“ gespannt. Die scharf geführten Hiebe hageln nun über den Rücken und schon nach wenigen Hieben ist die Jacke von Blut gerötet. Auf einen Wink des Arztes wird die Züchtigung unterbrochen und der Delinquent auf seinen Zustand untersucht. Er erhält soviel als er gesundheitlich ertragen kann; mag er nun brüllen wie ein Stier oder knirschen vor Wut und Grimm, er erhält keinen Hieb mehr, aber auch keinen weniger, als ihm zugesprochen war. Auf die Prügelstrafe folgt die Heilung im Lazarett und nach dieser die fürchterliche Strafe von vierzehn Tagen bis drei Monaten Dunkelarrest.

Diese Strafe besteht darin, daß des Tags über die Schlafpritsche aufgezogen und der Delinquent in völlig dunkler Zelle stehend an eine Wand derselben mit schweren Ketten, die über Arme und Beine, Brust und Unterkörper gespannt sind, gefesselt wird. In dieser Lage traf ich den berüchtigsten Hoteldieb Europas, den sogenannten „schwarzen Mann“, Señor Joel, an. Der Bursche, der in H. fünfzehn Jahre zu sitzen hatte, war wiederholt bei Fluchtversuchen ertappt worden. Der geriebene Gauner sehnte sich nicht umsonst nach der Freiheit, die für ihn wirklich die goldene war, denn er hatte irgendwo fünfzigtausend Franken vergraben. Als wir ihn sahen, beklagte er sich seufzend über sein trauriges Los. Dann aber, als der Beamte, der uns führte, einmal auf den Gang hinaustrat, flüsterte er uns siegesgewiß auf französisch zu, daß er doch noch ausbrechen werde. Der vergrabene Schatz machte nicht nur Joel zum Märtyrer seiner Freiheitsliebe, sondern seine Strafe zur Höllenqual.

Hierauf besichtigten wir die Zellen mehrerer zum Tode verurteilter, aber begnadigter Verbrecher, und zuletzt die Schlafsäle. Die geradezu haarsträubenden Schilderungen der Beamten bestätigten wieder die alten Klagen, daß in den Schlafsälen nicht nur neue Verbrechen erdacht werden, sondern auch in Grund und Boden verdorben wird, was noch nicht ganz verdorben ist. Es ist wirklich hohe Zeit, daß bei uns in allen Strafanstalten, wenn auch nicht die Einzelarbeit, so doch das Einzelschlafen der Sträflinge ohne Ausnahme durchgeführt wird. W. F.

Digitized by Google

Kampf mit einem Tintenfisch. — Mit einem Tintenfisch, der Saugarme von fast zwei Meter Länge hatte, focht jüngst der Taucher Mac Ray im Puget-Sund bei Anacortes zwanzig Meter unter der Meeresfläche einen verzweifelten Kampf auf Leben und Tod. Dreiviertel Stunden hatte das Tier den Mann in seinen Klammern.

Der Gehilfe Mac Rays, James Hill, der über die Luftpumpe auf dem Ponton die Aufsicht führte, wurde beständig telephonisch von dem Gange des Kampfes auf dem Meeresboden verständigt. Im Helm der modernen Taucherausrüstung befindet sich nämlich ein Telephon, so daß der Mann im Wasser denen oben seine Weisungen erteilen kann. Der kalte Angstschweiß trat dem Gehilfen auf die Stirn, als er zuerst von Mac Ray die Meldung erhielt, daß das Seeungeheuer ihn angegriffen habe. Zunächst ließ es die tintenartige Substanz ausquellen, und dies verhinderte, daß der Taucher den entsetzlichen Gegner auch nur sehen konnte. Den Leuten oben erteilte er die Weisung, zunächst keinen Versuch zu machen, ihn gewaltsam nach oben zu zerren, da voraussichtlich dabei der Luftschlauch platzen würde. Zunächst packte der Fisch den linken Arm und zwängte den Mann gegen die Stahlnetze, die zu ordnen er in die Tiefe gestiegen war. Das scharfe Messer, das jeder Taucher bei sich führt, arbeitete unablässig. Behindert wurde Mac Ray indes hierbei, weil er sehr vorsichtig sein mußte, um nicht seinen Gummianzug oder den Schlauch zu beschädigen.

„Das Biest läßt nicht locker und ich glaube kaum, daß ich lebend nach oben kommen kann," telephonierte er.

Dann kam von ihm endlich der Befehl, als einzige Möglichkeit der Rettung doch nunmehr den Versuch zu machen, ihn an die Oberfläche zu ziehen. Der Luftschlauch hielt zum Glück, und Mensch und Fisch erschienen zusammen. Mit Bootshaken und Äxten wurde jetzt dem elf klaffende Messerwunden aufweisenden Tintenfisch gänzlich der Garaus gemacht.

Der Taucher fiel, sobald man ihm den Helm abgenommen hatte, in Ohnmacht. O. v. B.

„Ehrliche Leute!" — Ein englischer Juwelier veröffentlichte unlängst in einer Fachzeitschrift, natürlich ohne seinen

Namen zu nennen, unter diesem Titel eine Plauderei, die das bekannte Wort „Gelegenheit macht Diebe“ nur allzu berechtigt erscheinen läßt. Er schreibt: „Mein Prüfstein der Ehrlichkeit war ein schöngeschliffener, mittelgroßer Brillant, den ich mit einem vorzüglichen Klebstoff fest auf die Glasplatte des Verkaufstisches aufgeleimt hatte, und zwar so, daß er bequem zu erreichen war. Es sah genau so aus, als ob der Brillant versehentlich liegen geblieben sei, halb verdeckt durch ein schwarzes Samttuch, wie wir es zum Ausbreiten der Waren benützen. Ich habe dann durch diesen ‚liegen gebliebenen Stein‘ in zwei Wochen mehr Menschenkenntnis gesammelt, als mir dies bisher in den ganzen fünfundzwanzig Jahren meiner geschäftlichen Tätigkeit möglich war. Zu meinen Kunden zählen Damen und Herren aller Berufsstände. Sorgfältig notierte ich mir nun in den vierzehn Tagen, die ich den Stein an seinem Platze ließ, das Verhalten jedes einzelnen Käufers. Von den rund dreihundert Besuchern meines Geschäftes haben dreiundfünfzig von dem Brillanten keine Notiz genommen, ihn vielleicht gar nicht bemerkt. Siebenundsechzig waren so liebenswürdig, mich auf das ‚liegen gebliebene‘ Kleinod aufmerksam zu machen, wofür ich mich dann regelmäßig mit einer aus aufrichtigem Herzen kommenden Freude bedankte. Die übrigen Käufer dagegen haben ohne Ausnahme, häufig in der raffiniertesten Weise, versucht, den Brillanten heimlich mitgehen zu heißen, um mich milde auszudrücken. Unter diesen Leuten waren Damen in der überwiegenden Mehrzahl vertreten, viele mit hochgeachteten Namen, schwerreich und unnahbar wie Königinnen. Vor meinem Prüfstein sanken all die guten Grundsätze, die ich doch als vorhanden annehmen mußte, wie ein Kartenhaus zusammen. Eine langjährige Kundin, die mich sonst kaum mit leichtem Neigen des schön frisierten Hauptes zu begrüßen pflegte, legte ihr Täschchen plötzlich auf den Brillanten und wurde dann so gesprächig, wie sie es nie zuvor gewesen — freilich nur zu dem Zweck, um meine Aufmerksamkeit abzulenken. Die feinbehandschuhte Rechte, die nachher scheinbar nach dem Täschchen griff, bemühte sich jedoch vergeblich, meinen ‚Prüfstein‘ von der Platte zu entfernen. Diesen Trick mit dem

Digitized by Google

Täschchen probierten achtundvierzig Damen. Weit häufiger wurde jedoch von Herren und Damen mit dem Taschentuch, das man ‚zufällig' über den Stein deckte, operiert. Zusammengelegte Handschuhe waren bei den diebischen Griffen als Deckmantel, wenn man so sagen darf, weniger beliebt, da sie die ‚arbeitenden' Finger nicht genügend vor aufmerksamen Blicken schützten. Dagegen wurden mitgebrachte Päckchen schon wieder häufiger angewendet. Mehrfach erschienen Kunden, die beim ersten Besuch die Gelegenheit zu einem kleinen Griff nach dem ‚liegen gebliebenen' Brillanten nicht für günstig erachtet hatten, an demselben Tage sehr bald wieder im Laden, kauften eine Kleinigkeit, verrieten aber zumeist durch eine gewisse nervöse Unruhe, welchen Zweck sie in Wahrheit verfolgten. Jedenfalls hat es bisweilen mir und meinem Personal die allergrößte Anstrengung gekostet, unsere Heiterkeit angesichts dieser kleinen Diebesmanöver zu verbergen, die auf die Eingeweihten notwendig recht komisch wirken mußten. Diese meine Beobachtungen zeigen, daß unser moderner Satyriker Bernhard Shaw nicht ganz unrecht hat, wenn er sagt: ‚Wir Menschen sind sämtlich zu Dieben und Betrügern geboren. Wenn es trotzdem so viele ehrliche Menschen zu geben scheint, liegt dies lediglich daran, daß ein großer Prozentsatz das Stehlen und Betrügen nicht nötig hat, ein noch größerer sich dabei nicht abfassen läßt, und nur wenige so dumm und so ungeschickt dabei sind, der Polizei und dem Gericht Beschäftigung zu geben.'" —

An dieser Stelle mag auch noch eine Geschichte berichtet werden, die auf ein verwandtes Gebiet, das der „ehrlichen Finder", überspielt. Vor zwanzig Jahren gab es in einer bekannten Künstlerkneipe in Berlin einen Stammtisch, zu dem viele Schauspieler, Schriftsteller und auch einige Vertreter anderer Berufe gehörten. „Eines Tages," so erzählt ein berühmter Opernsänger in seinen Erinnerungen, „verirrte sich das Gespräch an unserem Stammtisch auf ein Gebiet, das uns harmlos frohen Menschen eigentlich recht fern lag: das der menschlichen Ehrlichkeit. Nach vielem Hin und Her behauptete der Rechtsanwalt St., daß von zehn Personen, die Bargeld unter Umständen fänden, die eine Entdeckung als ziemlich aus-

Digitized by Google

geschlossen erscheinen ließen, kaum drei ihren Fund abliefern würden. Es kam bei der Debatte über diese die Ehrlichkeit unserer Mitmenschen so stark in Zweifel ziehende Äußerung zu einer Spaltung unseres Stammtisches in zwei Lager, und schließlich endete der Disput mit einer Wette, die die Partei des Rechtsanwalts den anderen vorgeschlagen hatte, und die auch nach genauer Festlegung der Bedingungen angenommen wurde. Das Experiment, das wir unternehmen wollten, wurde viel belacht, entbehrte dabei jedoch keineswegs einer sehr ernsten Seite, da es sich dabei sozusagen um eine Stichprobe auf die menschliche Ehrlichkeit handelte. Eine Geldsammlung unter uns ergab 200 Mark, mit deren wahrscheinlichem Verlust wir rechnen mußten. Die Summe wurde, nachdem zehn nicht allzu teure Geldtäschchen eingekauft waren, in zehn gleich große Teile geteilt und diese Teilsumme in Gold, Silber und Nickel in die Geldbörsen getan, worin sich außerdem noch neben anderen Kleinigkeiten Zettel befanden, auf die der Einfachheit halber stets derselbe Name nebst Adresse geschrieben wurde, und zwar der des Kellners, der unseren Stammtisch seit Jahren bediente. Sodann wurden von jeder der wettenden Parteien zwei Herren bestimmt, die an einem Vormittag im Tiergarten die Börsen nacheinander auf wenig begangenen Seitenwegen auslegen und von ferne hinter Gebüsch verborgen den Erfolg abwarten sollten. Es kam uns nämlich darauf an, festzustellen, wie sich die einzelnen Finder der Geldtäschchen, die infolge der darin enthaltenen Adresse leicht dem Eigentümer wieder zugestellt werden konnten, falls sie nicht als Fundsache auf der Polizei abgeliefert wurden, in jedem Falle verhalten würden. Der Plan gelangte unter Anwendung aller möglichen Vorsichtsmaßregeln, damit die Finder sich vollständig sicher wähnten, an einem sonnigen Oktobervormittag wirklich in der angegebenen Weise zur Ausführung. Das Resultat dieser ‚Ehrlichkeitsprobe' war höchst betrübend. Die Partei des Rechtsanwalts gewann glänzend, da nur zwei der Börsen, eine bei der Polizei, die andere bei dem Kellner, abgegeben wurden. Diese ehrlichen Finder waren zwei ältere Herren, die gemächlich den Weg entlanggekommen waren, die Geldtäschchen bemerkt und zu sich

Digitized by Google

gesteckt hatten. Die übrigen unehrlichen Finder verteilten sich auf folgende Berufsstände: Zwei Bonnen, die Kinderwagen vor sich herschoben, eine Spreewälderin mit einem kleinen Knaben an der Hand, zwei gutgekleidete Damen, offenbar den ‚besseren' Gesellschaftsschichten angehörend, ein jüngerer Mann in blauer Arbeiterbluse, ein Offiziersbursche mit einer Marktasche und schließlich ein junger Mensch mit einer großen Mappe unter dem Arm. Recht charakteristisch war das bei diesen acht Personen völlig gleiche Verhalten bei Wahrnehmung der Börsen: alle schauten sich erst vorsichtig um, bevor sie den Fund möglichst harmlos aufrafften. Die beiden Damen und eine der Bonnen ließen sogar noch vorher Gegenstände — Taschentücher und eine Kinderklapper — fallen, um den Griff nach den Börsen zu bemänteln. Dieser ‚Scherz' hatte uns 164 Mark gekostet, lieferte uns dafür aber auch außer dem Sekt, den die verlierende Partei bezahlen mußte, einen höchst wertvollen Beitrag zur Kenntnis der menschlichen Psyche." W. K.

„Guten Morgen, Herr Minister." — Nach einer arbeits- und erfolgreichen Laufbahn schied kürzlich Herr Hamard, der Chef der Pariser Kriminalpolizei, aus seinem Amte. Hamard war wegen seiner Liebenswürdigkeit allgemein beliebt, die er sogar in dem Falle anzuwenden pflegte, wo es galt, einen ihm zu lange dauernden Besuch abzukürzen.

Um den Besucher nicht vor den Kopf zu stoßen und anderseits möglichst viel von seiner kostbaren Zeit zu retten, hatte er sich einen unfehlbaren Trick ausgedacht. Er ließ an verborgener Stelle an seinem Schreibtische eine Klingel anbringen. Dauerte ihm ein Besuch zu lange, drückte er heimlich auf den Knopf, und sowie die Klingel anschlug, horchte er in das Telephon.

„Ah, guten Morgen, Herr Minister — gewiß, ich eile und bin in wenigen Minuten bei Ihnen."

Dann geleitete er mit ruhigem Gewissen den Besucher an die Tür und konnte sich nun endlich ungestört seiner Arbeit widmen. O. v. B.

Seuchenverdächtig. — „In der Ladung eines vom La Plata hier angekommenen Dampfers wurden von den Schauerleuten

Digitized by Google

tote Ratten in größerer Zahl aufgefunden. Die Ratten wurden dem hygienischen Institut zur Untersuchung übergeben, um festzustellen, ob sie an der Pest verendet seien. Auf Anordnung des Hafenarztes wurde der Dampfer nach dem Schiffbauer Hafen verholt, daselbst isoliert und für den Verkehr gesperrt. Die Entlöschungsarbeit wurde eingestellt und die aus 23 Personen bestehende Besatzung zur Beobachtung in der Isolierstation des Hafenkrankenhauses untergebracht."

Die vorstehende Notiz ist einer Hamburger Tageszeitung entnommen. Der Leser braucht sich ihretwegen jedoch keiner Beunruhigung hinzugeben, denn ähnliche Mitteilungen sind in den letzten Jahren vielfach durch die Presse gegangen, besonders in solchen Zeiten, wenn gewisse ausländische Häfen als pestverdächtig gelten. Sie zeigen, daß man in unseren großen Nordseehäfen, den bedeutendsten Einfalltoren des Reiches, in bezug auf die Abwehr von Seucheneinschleppung durchaus auf der Hut ist und dabei auf die Schwierigkeiten, die aus den Abwehrmaßnahmen dem Handelsverkehr erwachsen, keinerlei Rücksichten nimmt.

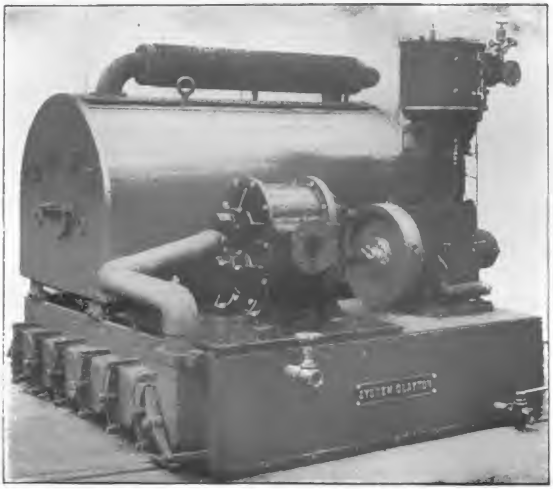
Wie notwendig aber ein energisches Vorgehen ist, mögen folgende Vorkommnisse zeigen. Im September 1905 wurden auf dem vom La Plata eingelaufenen englischen Dampfer „Bischofsgate" tote Ratten in größerer Zahl gefunden. Bereits wenige Wochen später, im November, mußte ein zweites englisches Schiff, der Dampfer „Blagdon", amtlicherseits ebenfalls als pestverdächtig erklärt und behandelt werden, und dieser Fall erhielt noch dadurch gesteigerte Bedeutung, daß das deutsche Schiff „Hermia", das einen Teil der Ladung von jenem übernommen hatte, ebenfalls in Frage kam. In beiden Fällen wurde das Vorhandensein von Pestkeimen unter der Ladung bewiesen, so daß sich die Behörden einer tatsächlich bestehenden Pestgefahr gegenüber sahen.

Wenn dennoch damals und in allen späteren Fällen die verdächtigen Schiffe mit durchaus gesunder Mannschaft wieder auslaufen konnten, auch unter den an der Entlöschung teilnehmenden Schauerleuten und Leichterschiffern Erkrankungen nicht beobachtet wurden, so hatten sich eben die getroffenen

Digitized by Google

Abwehrmaßregeln als zweckdienlich und ausreichend erwiesen, so daß man keinen Grund hatte, zu noch weitergreifenden Maßnahmen zu schreiten.

Für manchen Leser dürfte es nun nicht uninteressant sein, einen flüchtigen Einblick in die Handhabung der Abwehrmaßnahmen gegen die Einschleppung der gefürchtetsten aller Seuchen zu erlangen, besonders da in jüngster Zeit wieder Meldungen



Claytonapparat mit Dampfmaschinenantrieb auf einem Schiffe.

von Pestfällen aus Japan, dem Wolga- und Dongebiet vorgelegen haben.

Zunächst mag bemerkt werden, daß sowohl die Schiffer als auch die Übernehmer der Entlöschungsarbeiten verpflichtet sind, den Hafenbehörden von der Auffindung toter Ratten zwischen der Ladung Anzeige zu erstatten. Die Behörden lassen alsdann die begonnene Löscharbeit sofort einstellen und das Schiff aus dem eigentlichen Hafen hinaus auf völlig isolierte Liegeplätze schleppen, sie daselbst festlegen und für jeden Ver-

Digitized by Google

kehr sperren. Während der Durchführung dieser Maßregel hat bereits die vom Hafenarzt telephonisch verständigte Leitung des Hygienischen Institutes ihre Beamten auf das verdächtige Schiff entsandt, um die Rattenkadaver zur bakteriologischen Untersuchung abzuholen. Damit diese Beamten vor einer etwaigen Berührung mit Pestkeimen bewahrt bleiben, liefert ihnen das Institut Schutzanzüge, Ärmelhandschuhe und langgestielte Zangen zum Anfassen der Kadaver, während ihnen für den Transport der letzteren hermetisch schließende Blechgefäße zur Verfügung stehen.

Die Ablieferung der Kadaver erfolgt an das mit dem Hygienischen Institut verbundene Pestlaboratorium, das mit allen modernen Hilfsmitteln der Forschung ausgestattet ist. Außerhalb dieses Laboratoriums dürfen Pestuntersuchungen im hamburgischen Staatsgebiete nicht ausgeführt werden; ebenso ist der Zutritt zu demselben während der Dauer der Untersuchungen jedem anderen Mitgliede des Instituts streng untersagt.

Bestätigen die Kadaveruntersuchungen den Pestverdacht nicht, so wird die über das Schiff verhängte Sperre sofort aufgehoben; es wird nebst der Ladung für den Verkehr freigegeben. Im entgegengesetzten Falle erfolgt eine amtliche Erklärung, die das Fahrzeug als pestverdächtig bezeichnet und die weitere Überwachung anordnet. Nunmehr wird die weitere Entlöschung unter Aufsicht der Hafenpolizei und unter Beobachtung gewisser Vorsichtsmaßregeln wieder aufgenommen. Die Schauerleute werden von dem Hafenkrankenhause mit Schutzanzügen, Handschuhen und bei staubiger Arbeit auch mit Respiratoren ausgerüstet, durch ein von der Sanitätsbehörde gestelltes Fahrzeug an ihre Arbeitstätte und zurück befördert, so daß sie mit anderen Personen gar nicht in Berührung kommen. Nach Schluß der Tagesarbeit müssen sie ihre Schutzanzüge zur Desinfektion einliefern, sich selbst aber einer genauen ärztlichen Untersuchung unterwerfen. Personen, die irgendwelche Spuren von Unpäßlichkeit, Durchfall, Übelkeit, Drüsenanschwellung usw. zeigen, werden sofort isoliert und unter Beobachtung behalten, die Gesunden jedoch in ihre Wohnungen entlassen.

Die gleiche Vorsicht wird auf die gelöschten Schiffsgüter

Digitized by Google

angewendet, soweit deren Verbleib noch festzustellen ist. Auch sie werden vom freien Verkehr ausgeschlossen und unter Be-

Ausgasung eines Dampfers mit dem Claytonapparat.

obachtung gestellt. Von Ratten benagte oder beschmutzte Stücke werden von der städtischen Desinfektionskolonne abgeholt und durch Feuer vernichtet. Dasselbe geschieht auch mit den aufgefundenen Rattenkadavern.

Digitized by Google

So wertvoll nun auch die geschilderten Maßnahmen in sanitärer Beziehung sein mögen, so würden sie als Abwehrmaßregeln doch ungenügend bleiben, wenn nicht zugleich eine gründliche Desinfektion der Schiffsräume und sämtlicher Gebrauchsgegenstände der Besatzung mit ihnen verbunden würde. Gründlich aber kann die Desinfizierung nur dann genannt werden, wenn sie sowohl die Krankheitskeime selbst als auch die Träger, durch die jene beständig verschleppt werden, sicher vernichtet. Das letztere ist nicht ganz leicht, denn die meisten Schiffe beherbergen nicht nur unglaubliche Mengen von Ratten, Mäusen, Kakerlaken und anderem Ungeziefer, sondern bieten diesen Parasiten auch schwer aufzufindende oder zu erreichende Schlupfwinkel.

In welcher Zahl bisweilen die Ratten ein Schiff bevölkern können, erhellt aus folgenden Angaben. Ein Schiff der British-India-Company, das erst ein Jahr in Fahrt war, wurde desinfiziert. Nach Beendigung des Verfahrens zählte man nicht weniger als 1660 Rattenkadaver. Bei der vor einigen Jahren erfolgten Ausgasung eines Woermann-Dampfers im Hamburger Hafen wurden über 1000 Ratten getötet, deren Kadaver in der städtischen Verbrennungsanstalt vernichtet wurden. Unter solchen Umständen wird man begreifen, daß diese Schmarotzer in mehr als einer Hinsicht zu einer wahren Schiffsplage und besonders als Träger von Krankheitskeimen verderblich werden können.

Man verwendet zur „Ausräucherung“ von Schiffen, wie der Ausdruck in seemännischen Kreisen noch immer lautet, besondere Fahrzeuge, die längsseit gelegt werden, und das auf ihnen erzeugte giftige Gas (Generatorgas, Claytongas) durch lange Schläuche in die vorher gut abgedichteten Schiffs- und Logisräume leiten. Um das Vordringen und die Wirksamkeit der Desinfektionsgase hinterher sicher kontrollieren zu können, werden vor dem Beginn der Prozedur Käfige mit Versuchstieren an schwer zugänglichen Orten des Schiffsinnern untergebracht. Erweisen sich einzelne dieser Versuchstiere nach der Ausgasung noch lebend, so muß das Verfahren wiederholt werden.

Digitized by Google

In manchen Häfen kommt gegenwärtig das sogenannte Clayton-Verfahren zur Anwendung. Es hat seinen Namen nach dem französischen Ingenieur Henry Clayton erhalten, der es zwar nicht eigentlich erfunden, aber doch praktisch ausgestaltet und vervollkommnet hat. Durch einen mit Dampf- oder elektrischem Motor betriebenen Saugapparat wird die Luft aus den abgedichteten Schiffsräumen herausgeholt, in einen Generator geleitet und zur Verbrennung von Schwefel verwendet. Die sich entwickelnden Dämpfe von schwefliger Säure passieren zunächst einen Abkühler, um dann in kaltem Zustande in die Schiffsräume gedrückt zu werden. Bei diesem Verfahren entsteht eine lebhafte Luftzirkulation, die das Vordringen des giftigen Gases in die versteckteſten Winkel begünstigt. Man rühmt dem Claytongas eine durchaus vernichtende Wirkung auf alle Krankheitskeime mit Einschluß der Pestbazillen und deren Träger nach, wogegen es auf etwa im Schiffsinnern noch vorhandene Güter keine schädigenden Einflüsse zurücklassen soll.

Die meisten unserer großen Passagier- und Schnelldampfer sind mit eigenen, sehr leistungsfähigen Clayton-Apparaten ausgerüstet, damit jederzeit auch auf hoher See Desinfizierungen der Wohn- und Lazaretträume vorgenommen werden können. Außerdem hat sich dieses Gas als besonders wirksam bei Bränden auf Schiffen bewährt, und schwerlich würde das auf dem Dampfer „Volturno“ ausgebrochene Feuer eine so verhängnisvolle Ausdehnung erreicht haben, wenn sich neben den Dampflöscheinrichtungen Clayton-Apparate an Bord befunden hätten.

Etwa acht bis neun Stunden nach der Ausgasung können die Räume des Schiffes ohne Gefahr wieder betreten werden. Sobald daher die Desinfektionsmannschaften die Kadaver des Ungeziefers entfernt haben, wird die bisher unter Beobachtung gehaltene Besatzung wieder an Bord gebracht und das Schiff selbst für den Verkehr freigegeben, wobei natürlich Voraussetzung ist, daß sich unter der Besatzung verdächtige Krankheitsfälle nicht ereignet haben. C. Lund.

Die große und die kleine Pandora. — In der Zeit Ludwigs XIV. war es, daß Paris begann, als herrschende und

Digitized by Google

gesetzgebende Macht auf dem Felde der Mode aufzutreten, eine Stellung, die es bekanntlich bis heute siegreich behauptet hat. Damals pilgerten jedoch die Leiter oder Abgesandten der ausländischen Modefirmen noch nicht nach der Seinestadt, um dort an der Quelle die Modelle der neuesten Modeschöpfungen zu prüfen und zu erwerben, sondern Paris sandte — zunächst nach London, später auch nach Berlin, St. Petersburg und Madrid — zwei lebensgroße, kostümierte Puppen, nach der neuesten Mode angezogen und ausgeschmückt. Die eine, „die große Pandora", war in Staatstoilette, die andere, „die kleine Pandora", im Haus- und Promenadenanzug.

Diese Puppen wurden unter dem sachgemäßen Beistand der damals berühmten Schriftstellerin de Scudery im Hotel Rambouillet zurechtgemacht und fanden selbst in Kriegszeiten regelmäßig ihren Weg über den Kanal und ins Ausland, da kein englischer Admiral und kein feindlicher General so grausam war, seine Landsmänninnen der Möglichkeit zu berauben, sich nach der neuesten Mode zu kleiden, und daher trotz strenger Blockade die beiden Pandorapuppen galant passieren ließ.

Erst ein Barbar wie Napoleon machte dieser Freiheit ein Ende. Aber der französische Modeeinfluß war bereits zu fest begründet, um dadurch entwurzelt zu werden, und die französische Pandora wird, selbst in der wahnsinnigsten Tracht, bis heute allerwärts von der Damenwelt mit Jubel oder wenigstens mit Ehrfurcht begrüßt und sklavisch nachgeahmt. F. Z.

Zwiebel und Knoblauch als Arznei. — In einer angesehenen englischen Wochenschrift führt ein Arzt darüber Klage, daß von der überwiegend großen Mehrzahl unserer heutigen Ärzte die Tatsache vollkommen übersehen wird, daß die Zwiebel ein sehr schätzbares Mittel zur Behandlung der Lungenentzündung ist. Vielleicht mag gerade ihre Einfachheit Schuld an dieser Vernachlässigung tragen. Die Zwiebel wirkt anreizend, den Auswurf befördernd und harntreibend; ihren Saft gibt man in Sirup Kindern bei Katarrh und Bräune. Geröstete und geschnittene Zwiebeln werden als erweichendes Pflaster bei eiternden Geschwüren angewandt.

Ihr naher Verwandter, der Knoblauch, wurde schon im

Digitized by Google

grauen Altertum als Arznei hoch geschätzt. Gibt man sein Öl den an einer hartnäckigen Luftröhrenentzündung Leidenden oder kleinen Kindern, die von Lungenentzündung befallen sind, so pflegt sich rasch Besserung zu zeigen. Zerstoßene Knoblauchtriebe nimmt man zu Umschlägen auf die Brust, und früher legte man ähnliche Umschläge auf die Füße, um nervöse Unruhe oder Krämpfe bei kleinen Kindern zu heilen.

Wie alt die Zwiebel schon als Heilmittel ist, mag man daraus ersehen, daß Plinius der Zwiebel siebenundzwanzig Heilwirkungen, dem Knoblauch einundsechzig zuschreibt. Diokles verordnete ihn gegen Wassersucht und Wahnsinn. Praxagoras verschrieb Knoblauch gegen Gelbsucht; auch wandte er ihn als Einreibung bei skrofulösen Anschwellungen des Genicks an.

Wie sehr man im Altertum den diätetischen Wert der Zwiebel zur Erhaltung der Gesundheit zu schätzen wußte, geht daraus hervor, daß für eintausendsechshundert Talente (1 Talent = 4715 Mark) Zwiebeln, Knoblauch und Meerrettig von den Arbeitern verzehrt wurden, die die Pyramide des Cheops erbauten.

Ein Orchideenjäger auf Neuguinea erzählt, wie er beobachtet habe, daß die Eingeborenen, die viel Knoblauch zu essen pflegten, gegen die Stiche der Moskito immun gewesen seien. Er versuchte das Mittel an sich selber mit dem Erfolge, daß während seines Aufenthaltes in der Dschangel Moskito und andere Insekten ihn nicht belästigten.

Das Auflegen eines Stückes Zwiebel auf die Stelle, auf der man von einer Wespe oder einem anderen Insekt gestochen worden ist, soll die Schmerzen lindern. Ein Stück Zwiebel auf das Genick gelegt, soll Nasenbluten zum Stehen bringen.

Doktor Hall erzählt den Fall eines jungen Mädchens, das bei strenger Kälte den ganzen Tag über im Schlitten gefahren war. Sie war vollkommen durchfroren und wurde von einer doppelseitigen Lungenentzündung befallen. Ihr Arzt, der eine große Erfahrung und lange Praxis hinter sich hatte, tat alles, was in seinen Kräften stand, mußte aber schließlich erklären, daß ihr Fall hoffnungslos sei und sie nur noch wenige Stunden zu leben habe. Eine alte Frau, die die Kranke von Geburt an kannte, bat die Mutter, sie möchte ihr doch gestatten,

Digitized by Google

noch ein Mittel anwenden zu dürfen. Die Mutter holte den Rat des Arztes ein. Dieser ließ sagen, er habe die Überzeugung, daß der armen Kranken doch nichts mehr helfen könnte, und wenn es für die Familie ein Trost und für die alte Dame eine Beruhigung sei, so habe er nichts dagegen. Kaum war die Antwort des Arztes da, als sich die alte Dame in die Küche begab und hier ein Dutzend großer, roter Zwiebeln in der heißen Asche röstete. Dann machte sie daraus einen großen Umschlag, mit dem sie die Brust der Kranken vollständig bedeckte, auch auf die Hände und Füße wurden der Patientin solche Umschläge gelegt. Nach zwanzig Minuten brach die Kranke in einen heftigen Schweiß aus, bald darauf schlug sie ihre Augen auf, seufzte schwer auf und schien von neuem in einen tiefen Schlaf zu fallen. Mehrere Stunden hielt dieser Schlaf an, dann erwachte sie, erkannte die Umstehenden, und ihr Befinden war sehr gebessert. Die Besserung hielt an und führte zu vollständiger Genesung. J. C.

Wie Bunsen nach Island kam. — Als der berühmte Chemiker Bunsen in Marburg dozierte, wo er bereits im Jahre 1838, im Alter von erst siebenundzwanzig Jahren, eine Professur erlangt hatte, erhielt er von der dänischen Regierung den ehrenvollen Auftrag, nebst zwei anderen Gelehrten nach Island zu reisen, um dort die vulkanische Natur des Hekla zu studieren, der sich kurz vorher wieder einmal kräftig gemeldet hatte. Bunsen hatte den Auftrag angenommen, doch bedurfte er in erster Linie eines Urlaubs, der nur vom Kurfürsten Wilhelm II. von Hessen persönlich erteilt werden konnte. Mit Rücksicht auf die Gewohnheit dieses hohen Herrn, sich für die Erledigung von Gesuchen viel, sehr viel Zeit zu lassen, hatte Bunsen seine Bitte um Genehmigung seines Urlaubs für die Reise schon gut dreiviertel Jahre vor der geplanten Abfahrt eingereicht.

Der Gelehrte wartete jedoch vergebens auf einen Bescheid, auch ein zweites Gesuch hatte keinen Erfolg. Da wandte sich Bunsen an einen Verwandten in Kassel, den Leibarzt des Kurfürsten. Dieser kannte natürlich sehr genau die Schrullen des sonderbaren Landesvaters, dessen hervorstechender Charakterzug ein ausgeprägter Widerspruchsgeist war.

Digitized by Google

Bei der nächsten Gelegenheit erzählte er dem Kurfürsten nun, daß ein junger Verwandter von ihm, der Professor in Marburg und sonst ein grundtüchtiger Mensch sei, die hirnverbrannte Idee hätte verlauten lassen, nach Island zu reisen, um dort einen feuerspeienden Berg zu untersuchen, und auch ein dahinzielendes Urlaubsgesuch eingegeben habe. Seine Familie sei deshalb in großer Sorge, daß der waghalsige junge Mann auf der abenteuerlichen Expedition verunglücken könne, und lasse durch ihn, den Leibarzt, die untertänigste Bitte aussprechen, Ihro Kurfürstliche Gnaden möchte doch geruhen, ein etwa vorliegendes Urlaubsgesuch des jungen Dozenten abzuweisen und dem Petenten den Kopf zurechtzusetzen.

„Hm — wollen sehen," meinte der Kurfürst.

Und richtig, am nächsten Morgen schon — hatte Bunsen die lange erbetene Reiseerlaubnis in der Hand und konnte seine Koffer packen. A. M.

Fürsten als Henker. — Unter den fürstlichen Persönlichkeiten, die als Dilettanten dem Henker ins grausame Handwerk pfuschten, waren die Herzoge Magnus und Heinrich von Mecklenburg und der Herzog Otto von Braunschweig-Lüneburg im 15. Jahrhundert „wegen persönlicher Vollstreckung standrechtlicher Todesurteile und dadurch bekundeter prompter Justizpflege" bei ihren Zeitgenossen berühmt. Von Herzog Heinrich wird berichtet, er habe mit so vielem Fleiß das Unkraut der Buschklepperei ausgerottet, daß er selbst in den wildesten Wäldern und sumpfigsten Schlupfwinkeln das Raubgesindel aufgesucht, um es kurzerhand persönlich zu „erledigen", weshalb er niemals ohne einen Vorrat tüchtiger am Sattelknopf hängender Stricke ausgeritten sei. Hatte er dann seinen Mann gefangen, einerlei ob Ritter oder Knecht, so legte er ihm den Strick in kunstgerechter Schlinge um den Hals und sprach das Urteil mit den Worten: „Du most mi dorch den Ring kieken!" Nach einem Vaterunser baumelte der Gefangene am nächsten Ast.

Von Herzog Otto von Braunschweig-Lüneburg, der wegen seines krummen Beines den Beinamen „Schießbein" führte, meldet ein Geschichtschreiber: „Der Herzog hatte einen gar

Digitized by Google

großen Eifer zur Gerechtigkeit und war sehr gestrenge gegen die Übeltäter, die er auf allen Wegen und Stegen aufsuchte, in Busch und Moor und wilder Heide. Wann er einen Räuber traf, so tat er selber den Halfter seines Pferdes ihm um den Hals, band ihn an den nächsten Baumast und ließ dann das Pferd unter ihm wegziehen. Und wegen solcher Justizgriffe hieß er denn auch: ‚Herr Ott von der Haide'."

Ähnliche Passionen hatte auch Pfalzgraf Otto von Wittelsbach, von dem der Abt Cäsarius von Heisterbach in seinem „Großen Dialog" erzählt, daß er beständig Stricke zum eigenhändigen Aufknüpfen der von ihm erwischten Verbrecher mit sich führte. Geschichtsbekannt ist auch, daß Peter der Große zweitausend Strelitzen aufknüpfen, fünftausend enthaupten ließ und dabei in eigener Person mitwirkte, indem er mit eigener Hand hundert Köpfe abhieb.

Das Geheimnis, wer der Henker Karls I. von England war, ist bekanntlich noch nicht gelichtet. Bestimmt steht nur fest, daß er eine Maske trug. Die am meisten geglaubte Version geht dahin, daß ein in seiner Familienehre durch Karl schwer beleidigter Lord den Henkersdienst an dem unglücklichen König verrichtet habe. Das Protokoll besagt: Der König war von dem Bischof Juxon und die Obristen Hacker und Tomlinson auf das hochgebaute Schafott geführt worden, wo ihn der verlarvte Scharfrichter erwartete. Hier sagte der König zum Schluß einer Ansprache an die drei Herren zu Hacker: „Sorgen Sie, daß man mich nicht quäle!" Und sich zu dem verlarvten Scharfrichter wendend, fügte er hinzu: „Ich werde nur ein kurzes Gebet sprechen; wenn ich meine Hand ausstrecke, dann —" Sodann bat er den Bischof um die Hinrichtungsmütze, setzte sie auf und fragte den Henker, ob seine Haare im Wege wären. Dieser bat den König, sie unter die Mütze zu stecken, was Karl auch tat, wobei er dem Bischof sagte: „Ich habe eine gute Sache und einen gnädigen Gott!" Dann nahm er den Mantel ab und meinte auf den Block blickend: „Er ist doch fest?"

„Ja, Sire!"

„Wenn ich meine Hand ausstrecke — Ihr wißt!"

Nun kniete er nieder, betete mit aufgehobenen Händen,

Digitized by Google

legte das Haupt auf den Block, streckte die Hand aus und — nach einem gewaltigen Hieb flog der Kopf vom Rumpfe.

In dem spleenigen England ist es öfter vorgekommen, daß vornehme Herren im Lande herumzogen, um in Schlachthäusern Ochsen niederzuschmettern. Bekannt ist, daß bei der gräßlichen Hinrichtung Damiens, der fast einen halben Tag lang gemartert wurde, ein dem englischen Königshause verwandter englischer Grandseigneur hundert Louisdor dem Henker für das Vergnügen zahlte, ihm als Gehilfe verkleidet die glühenden Zangen zum Zwicken des Unglücklichen reichen, also aus nächster Nähe der schauderhaften Exekution beiwohnen zu dürfen. W. F.

Kaiser Wilhelm I. und der Einjährige. — An einem wundervollen Frühlingstage besichtigte Kaiser Wilhelm I. die Gartenanlagen auf Schloß Babelsberg. Beim Beginn seines Spazierganges traf er den Sohn des Hofgärtners beim Pflanzen verschiedener Blumensorten und forderte ihn auf, ihn zu begleiten, um dieses und jenes zu erklären. Der junge Mann war eben im Begriff gewesen, sich in seine Wohnung zu begeben, um dort wieder seine Uniform anzulegen und zum Dienst in die Kaserne zu gehen, da er eben als Einjährig-Freiwilliger diente, und wagte es nicht, dem Kaiser hiervon etwas zu sagen. Als er ihn indessen eine halbe Stunde begleitet hatte, fiel dem Kaiser die seltsame Unruhe und Befangenheit des jungen Mannes auf, und er fragte ihn daher, was er denn habe.

Durch die gütige Art und Weise des Monarchen ermutigt, sagte er: „Majestät, ich bin zurzeit Einjährig-Freiwilliger und sollte um drei Uhr in der Kaserne sein."

„Nun, da haben Sie allerdings die Zeit versäumt," sagte der Kaiser lächelnd. „Gehen Sie also recht schnell, und legen Sie die Uniform an, ich erwarte Sie."

Wie der Blitz eilte der junge Mann von dannen, und als er in den Garten zurückkam, fand er den Kaiser schon in seinem Wagen sitzend. Er mußte bei ihm einsteigen, und in schnellstem Tempo fuhr man Potsdam zu.

Vor der Kaserne angekommen, ließ der Kaiser den Kompaniechef zu sich befehlen und sagte zu ihm: „Herr Hauptmann, ich

Digitized by Google

bringe Ihnen hier einen Verspäteten. Wollen Sie bei der Bemessung seines Vergehens nicht übersehen, daß ich die Veranlassung zu seiner Verspätung war." A. Sch.

Vornehme Schmutzfinken. — Kaum glaublich erscheint es uns, daß die Zeit des Rokoko, diese spielerische, pompöse, zierliche und luxuriöse Zeit, die Epoche der verfeinertsten Lebensart, der größten Prachtentfaltung, der auf die Spitze getriebenen Genußfreudigkeit und einer geradezu tollen Verschwendung in allen Äußerlichkeiten, doch den Begriff der Reinlichkeit in unserem Sinne gar nicht kannte. Um es in ehrlichem Deutsch gerade heraus zu sagen: diese prächtigen, gold- und juwelenstrotzenden Kavaliere, diese pompösen Marquisen und Herzoginnen, diese zierlichen Hofherren und Stutzer und diese graziösen Damen, diese idyllischen „Schäfer" und „Schäferinnen" in Seide, Spitzen und mit dem Riechfläschchen in der Hand waren samt und sonders übelriechende, von Ungeziefer wimmelnde Schmutzfinken, die kein anständiger Mensch heutzutage in seiner Umgebung dulden könnte.

Gab es doch damals selbst in den Schlössern der Großen noch keine Klosette. Der erste Abort wurde in Versailles, dem Feenschloß des „Königs Sonne", unter Ludwig XV. angelegt und diente nur für ihn und seine nächsten Verwandten. Die Galerie vor den Zimmern der Prinzessin Wilhelmine im Berliner Schloß benützten die Wachen als Abort. Ähnlich ging es im Dogenpalast, im Schlosse Saint Cloud und anderen königlichen Residenzen her. Daß die höchsten Herrschaften in ihren prächtigen, mit den kostbarsten Spitzen verzierten Betten von Wanzen und Flöhen geplagt wurden, darf unter diesen Umständen nicht wundernehmen. Wir haben zahlreiche Briefe fürstlicher Damen, die diesen Punkt berühren.

Selbstverständlich wußte man auch von Badezimmern nichts. Es ist bekannt, daß Ludwig XIV., dieses angestaunte Vorbild der Majestät, sich in seinem ganzen Leben nur wenige Male gebadet hat. Seine ganze Toilette in Hinsicht auf Reinlichkeit pflegte darin zu bestehen, daß er nach dem Aufstehen sich mit einem Tuche, das etwas mit Parfüm angefeuchtet war, über das Gesicht fuhr, und ihm darauf ein Edelmann ein

Digitized by Google

paar Tropfen Rosen- oder Orangenwasser über die Fingerspitzen goß. Baden galt sogar für gemein, jedenfalls für ungesund, und es gab Hofärzte, die solche Schmutzerei unterstützten.

Als beispielsweise König Karl III. von Spanien (1759—88) die von Unrat fast unwegsam gemachten Straßen Madrids säubern lassen wollte, protestierte die Korporation der Ärzte dagegen in einer Denkschrift, in der sie ausführte, die Luft von Madrid sei so gesund, daß es höchst gefährlich sein würde, sie durch Reinlichkeit ändern zu wollen.

In einem Buch über den guten Ton in den höheren Gesellschaftsklassen aus dem Jahre 1782 wird offen vor dem Wasser zum Gebrauch des Gesichtwaschens gewarnt und dafür nach dem Muster des „Königs Sonne" Parfüm empfohlen. Da nimmt es denn nicht wunder, wenn wir in den Wohnungseinrichtungen der damaligen Zeit den Waschtisch vergeblich suchen und dafür nur einen mit Parfümen, Riechfläschchen, Rosen- und Orangenwasser, Schminktöpfchen und Puderdosen überladenen „Toilettentisch" finden. Denn der Schmutz mußte doch auf irgend eine Weise verdeckt werden, und so griff man zu Schminke und Puder, die man fingerdick auflegte.

Zahnbürsten gab es zwar schon, aber es war etwas ganz Ungewöhnliches, sie zu benützen. Man zog sich dadurch den Vorwurf der Überspanntheit zu. Den französischen Prinzen wurden die Zähne allmonatlich einmal von einer dazu beauftragten Person gereinigt, und seine Nägel von Schmutz zu befreien und sauber zu halten, galt für eine Lächerlichkeit, über die sich Charlotte, die Frau unseres unsterblichen Schiller, in einem Briefe an eine Freundin weidlich lustig macht. Bedenkt man nun noch die künstlichen Frisuren, die täglich dick mit Reismehl gepudert, mit Fett und Ölen reichlich gesalbt, aber nur höchstens alle acht Tage einmal aufgelöst und neu gemacht wurden, daher das Ungeziefer aus ihnen in keiner Weise zu vertreiben war, so kann man sich vorstellen, wie sauber diese geschniegelten Herren und Damen am Körper aussahen, und wie lieblich sie dufteten, und zwar nicht nach Ambra und Rosenöl, vielmehr so — menschlich, daß alle Anwendung von Parfümen nicht dagegen aufkam.

Digitized by Google

Auch über diesen etwas „anrüchigen“ Punkt fehlen die schriftlichen Zeugnisse nicht, wie zum Beispiel die Markgräfin von Bayreuth, die Schwester Friedrichs des Großen, von ihrer Schwägerin, der Gattin des großen Königs, einmal in ihr Tagebuch schreibt: „Sie stinkt entsetzlich.“ Wenn wir das berücksichtigen, so wird es uns klar, warum Volksseuchen, wie die Pocken, damals so wüteten und auch die Reichen und Vornehmen nicht verschonten, die trotz einer auf die Spitze getriebenen Zivilisation in bezug auf Reinlichkeit im Zustande schlimmster Barbarei sich befanden. F. Z.

Der rauchende Ofen. — Als der englische Minister Disraeli eines Tages auf seinem Landgute um die Mittagstunde spazieren ging, stieß er auf einen seiner Pächter, der im Straßengraben saß und dort sein Mittagessen verzehrte, obgleich sein Wohnhaus nicht weit davon lag.

„Nun, lieber Henry,“ fragte der leutselige Gutsherr erstaunt, „warum essen Sie denn hier auf der Landstraße?“

„Ach, Herr,“ stammelte der Pächter in großer Verwirrung, „drinnen kann ich nicht, weil — weil — der Ofen raucht nämlich sehr stark und —“

„Das ist doch schrecklich!“ sagte der Minister. „Da will ich doch gleich einmal nachsehen, woran das liegt.“

Und ehe der Pächter ihn aufhalten konnte, eilte Disraeli in das Haus.

Doch kaum hatte er die Haustür geöffnet, als ihn auch schon ein wohlgezielter Wurf mit einem Kochlöffel traf, und eine wütende Frauenstimme schrie dazu: „Wirst du dich auf der Stelle wieder hinauspacken, du alter Lump!“

Sehr betroffen zog sich der Staatsmann zurück und schritt zu dem Pächter, der sich wieder an den Straßenrand gesetzt hatte. Er klopfte ihm freundlich auf die Schulter und sagte tröstend: „Kopf hoch, lieber Henry! Mein Ofen daheim raucht auch manchmal.“ A. E.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von
Theodor Freund in Stuttgart,
in Österreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien.

Digitized by Google

Frauen-Schönheit

verleiht ein rosiges, jugendfrischer Antlitz und ein reiner, zarter, schönes Teint. Dies erzeugt die allein echte

Steckenpferd-Seife

die **beste Lilienmilchseife** v. **Bergmann & Co.**, Radebeul. Stück 50 Pf. Überall zu haben.
Ferner macht der Lilienmilch-Cream „Dada" rote und spröde Haut in einer Nachtweiß u. sammetweich. Tube 50 Pf.

Ueber 4000 Stück im Gebrauch.

Schlafbinde

Ges. gesch. Neuheit! Gegen **Schlaflosigkeit** und **Magenbeschwerden.** Der Schlaf wird fest, traumlos und erquickend, der Kopf klar. Völlig unschädlich. Jahrelang brauchbar. Aerztlich begutachtet. Stück 3.— M.

Rudolf Hoffers, Apotheker,
Berlin 75, Koppenstr. 9.

Über 300000 im Gebrauche

Haarfärbekamm

(ges. gesch. Marke „Hoffera") färbt graues oder rotes Haar echt blond, braun od. schwarz.

Völlig unschädlich. Jahrelang brauchbar. Diskrete Zusend. i. Brief. St. M. 3.—.

Rud. Hoffers, Kosmetisch. Laboratorium Berlin 75, Koppenstr. 9.

Licht-Hingfong Essenz-Destillat **1000000** fach im Gebrauch und bewährt!

Als Hausmittel unentbehrlich!
Dtz. 3.80, 30 Fl. franko, nur en gros aus dem
Laboratorium L. Lichtenheldt,
Meuselbach 4 a Th. Wald.

Allen anderen Behelfen weit überlegen!

Viele Tausende Anerkennungsschreiben sind unaufgefordert bei der Firma eingegangen. Z. B.:

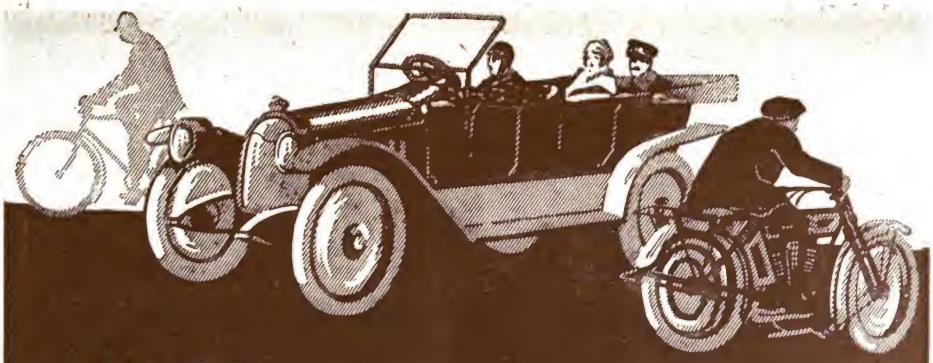
Ihre „Licht-Hingfong" ist mir und meinen Freunden unentbehrlich. Ich habe einmal eine Probe anderweitig bezogen, ich habe aber gefunden, dass Ihre Licht-Hingfong die beste war.

Herr H. Stoll in P.

Lippenformer, Ohrenformer

Eine neue Erfindung des Spezialisten Baginski, **gegen abstehende Ohren!** Durch Streckung der Ohrwurzel mit der neuen Kappe „Trados" wird bei Herren, Damen u. Kindern ein verblüffender Erfolg erzielt. Hutnummer oder Alter angeb. Preis M. 3.50. **Wulstige Lippen,** zu großen od. breiten Mund, korrigiert der neue verstellb. Lippenformer in wunderb. Weise. Durch seine pneumatische Eigenschaft bekommen die Lippen eine naturfrische Röte. Preis M. 2.70, in Kautschuk M. 5.—. Interessenten wollen sich direkt a. d. Spezialisten **L. M. Baginski, Berlin 266, Winterfeldtstrasse 34,** wenden.

Digitized by Google



N.S.U.

Neckarsulmer Fahrzeugwerke A.G. Neckarsulm.

Automobile - Motorräder - Fahrräder.

Jahresproduktion 4800 Kraftfahrzeuge

1913: Über 375 der Ersten Preise auf N.S.U. Motorräder

Verlangen Sie Neuheitenprospekte!

Digitized by Google

Stanford University Libraries
3 6105 011 821 043

Paschens
orthop. Hellanst.

Bei der Aufl

H

Elektr

DATE DUE			

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004

Digitized by Google